

Spuren

in Kunst und Gesellschaft

A black and white photograph of a person sitting on a chair by a large window, reading a magazine. The person is in silhouette, and the window is brightly lit, showing some outdoor plants. The magazine they are reading has the word 'Spuren' on its cover.

3/83

Aug./Sept.

DM 8.-

ISSN

0344-6808

Widerstand

Editorial

Gibt es einen „heißen Herbst“? Ja, es wird ihn geben. Die Begierde, mit der das Schlagwort vom „heißen Herbst“ in die Welt gesetzt, die Lust, mit der es überall aufgegriffen wurde – sie verraten etwas von der Gewaltbereitschaft derer, die heute in Politik und Medien den Ton angeben. Es wird einen „heißen Herbst“ geben: als Medienereignis, als Inszenierung der Partei- und Polizeitaktiker, als Simulation derer, die sich am Pogrom berauschen.

Ein Beispiel: Als in Krefeld einige Steine flogen und die Limousine des US-amerikanischen Vizepräsidenten Bush trafen, fiel dem amtierenden Innenminister ein: es hätten auch Steine sein können. Zimmermann schloß daraus auf die Notwendigkeit, das Demonstrationsstrafrecht einschneidend zu verschärfen. Behaupte niemand, diese Äußerung entbehre jeder Logik. Sie entspringt der puren Logik eines Verfolgungswahns, der dem Innenminister persönlich geglaubt werden sollte und der zusehends – was entscheidender ist – das Handeln der Apparate bestimmt, die er kommandiert.

Krefeld als kleines Lehrstück: *der „heiße Herbst“ wird das Produkt derer sein, die angesichts von Steinen Bomben halluzinieren und sich immer schon verhalten, als handle es sich um Bomben.* Ein „heißer Herbst“ also nicht, weil eine radikale Opposition bereits willens und in der Lage wäre, das Machtgefüge dieses Staates anzutasten – wir wüßten nicht, worin die bestehende Opposition in ihrer Breite schon „radikal“ wäre; ein „heißer Herbst“, weil die Medien, die Apparate, die Simulatoren alles daransetzen werden, aus ihren paranoiden Projektionen Ereignisse hervortreten zu lassen: „Der Protest wird eskalieren, und er kann Menschenleben kosten.“ („Stern“, 4.8.83)

Wir kennen das doch schon alles: wie die herrschenden Politiker und die Massenmedien vor jeder größeren Demonstration, etwa gegen Atomkraftwerke, in Aussicht stellten, das Ereignis könne Menschenleben fordern. Offensichtlich ist diese Republik im Verlauf der 70er Jahre in eine Phase eingetreten, in der die Krisenangst der Machthaber immer wieder dazu treibt, dem aufkeimenden Widerstand durch die Inszenierung einer Pogrom-Stimmung zu begegnen.

Das vorliegende Heft der „Spuren“ beschäftigt sich mit Problemen des Widerstands. Es handelt sich um ein Heft, das vor allem beschreiben will: wie entsteht, wie artikuliert sich heute Widerstand in Deutschland/Ost und Deutschland/West? Wie ist er mit alltäglichen Erfahrungen verknüpft, wie vermitteln

sich die „großen“ Fragen der Rüstung, der innenpolitischen Repression, des deutschen Elends in Ost und West mit den Schicksalen einzelner?

Hannes Heer sprach mit einer Frau, die als Kind den deutschen Faschismus erlebte und die sich heute zur „Friedensbewegung“ rechnet; Elisabeth Eleonore Bauer und Jürgen Habakuk Traber sprachen mit Roland Jahn und Michael Rost aus der DDR, die in Jena den Repressalien des Staatsapparates ausgesetzt waren und heute in der Bundesrepublik leben; Christa Hunscha recherchierte in Westberlin Einzelheiten über die alltägliche Gewalt, die von der Polizei bei Demonstrationen praktiziert wird; Oskar Negt plädiert vor dem Hintergrund des Widerstands für eine neue Lektüre Marx'. Was alle diese Beiträge miteinander verbindet: nicht abstrakt, sondern konkret zu diskutieren.

Denn wir werden nicht in die Falle derer gehen, die durch eine von allen konkreten Bedingungen losgelöste Diskussion der „Gewaltfrage“ falsche Fronten errichten: weder akzeptieren wir die Warnungen vor „der Gewalt“, wie sie von Minister Zimmermann oder von „liberalen Blättern“ wie dem „Stern“ neuerdings wieder zum Aufmacher gemacht werden – die beide eine solche „Gewalt“ wohl insgeheim erhoffen, könnte sie doch dem Absatz von Politik und Pogrom dienen –, noch halten wir es mit jenen Propheten der „Friedfertigkeit“ wie etwa der Frau Kelly, die jeden, der gewaltsame Aktionsformen befürwortet oder durch die Logik der Ereignisse in sie verwickelt wird, aus der „Friedensbewegung“ exkommunizieren möchten.

Massenbewegungen, die ihrer Sache konsequent nachgehen, entwickeln eine eigene Logik, in der sich legale, halblegale und auch solche Momente mischen, die in Widerspruch zu bestehenden Gesetzen geraten. Und auch wenn wir denken, daß es großes taktisches Geschick erfordern wird, in den kommenden Monaten Aktionsformen zu entwickeln, die nicht in die offenen Messer der Polizeitaktiker führen; wenn wir also denken, daß gewaltsame Aktionsformen in der jetzigen Situation stets Gefahr laufen, von den Strategien der herrschenden Politik und Medien vereinnahmt zu werden, so werden wir nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen: in jene Hysterie mit einzustimmen, die gern so täte, als sei es ausgerechnet und ausschließlich das „Gewaltproblem“, von dem alles weitere abhängt. Hans-Joachim Lenger

Impressum

Spuren - Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft, Lerchenfeld 2, 2000 Hamburg 76

Zeitschrift des Spuren e.V.

in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Bildende Künste Hamburg

Herausgeberin

Karola Bloch

Redaktion

Hans-Joachim Lenger (verantwortlich),
Jan Robert Bloch, Jochen Hiltmann,
Hannes Heer, Stephan Lohr, Ursula
Pasero, Frieder Reininghaus, Barbara
Strohschein, Jürgen H. Traber

Gestaltung und Druck

Jutta Hercher, Brigitte Konrad

Satz

Sabine Redieck

Autoren und Mitarbeiter dieses Heftes

Elisabeth Eleonore Bauer, Bernd
Behrendt, Karola Bloch, Heinz Brandt,
Beat R. Dietschy, Doris v. Drateln, Karl
Feldkamp, Michael Friederici, Mathias
Greffrath, Frank Grützbach, Gottfried
Heinemann, Wolfgang Hesse, Christa
Hunscha, Roland Jahn, Willi Jasper,
Robert T. Kappel, Brigitte Künzli, Oskar
Negt, Alfred Paffenholz, Gérard Raulet,
Michael Rost, Rainer B. Schossig,
Friedrich Spangemacher, Jürgen Vorrath,
Günter Zint (Fotos)

Titelfotos: Jochen Hiltmann

Die Redaktion lädt zur Mitarbeit ein. Manuskripte bitte in doppelter Ausfertigung mit Rückporto. Die Mitarbeit muß bis auf weiteres ohne Honorar erfolgen. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit Genehmigung und unter Quellenangabe.

Die „Spuren“ sind eine Abonnementzeit-schrift. Ein Abonnement von 6 Heften kostet DM 48.-, ein Förderabonnement DM 96.- (Förderabonnenten versetzen uns in die Lage, bei Bedarf Gratisabonnements zu vergeben; sie erhalten eine Jahresgabe der Redaktion). Das Einzelheft kostet in der Buchhandlung DM 8.-, bei Einzelbestellungen an die Redaktion DM 10.- incl. Versandkosten. Ermäßigungen können nicht gewährt werden. Lieferung erfolgt erst nach Eingang der Zahlung auf unserem Postscheckkonto Jochen Hiltmann, Kennwort Spuren, Postscheckkonto 500 891-200 beim Postscheckamt Hamburg, BLZ 200 10020, oder gegen Verrechnungsscheck.

Bestellung und Auslieferung von Abonnements bei der Redaktion, Bestellung und Auslieferung für Buchhändler ausschließlich durch den Prometh Verlag GmbH & Co.KG, Huhngasse 4, 5000 Köln 1

Inhalt

Beobachtungen, Anfragen, Vorschläge

- Karola Bloch über die „Spuren“ (S.4). Karl Feldkamp über Erdberührungen (S.4).
Alfred Paffenholz über den Eigenbedarf der Bundeswehr (S.6). Heinz Brandt über den 17.Juni (S.9).
Gottfried Heinemann über einen praktischen Vorschlag zur Veränderung des Kalenders (S.10).
Elisabeth Eleonore Bauer und Jürgen Habakuk Traber über eine Reise in die DDR (S.12).
-

Widerstand

E.B.

Das Vertrauen bröckelt

Aus einem Gespräch mit Hannes Heer über Krieg, Alltag, Widerstand. S.12

Oskar Negt

Für eine neue Marx-Lektüre

Über revolutionäre Theorie und revolutionäres Subjekt. S.18

Christa Hunscha

Nahkampfarbeit

Über die Schuld der Opfer. S.24

Roland Jahn/Michael Rost

Die Machtstrukturen sind gefährdet

Opposition in der DDR. S.27

Frieder Reininghaus

Die Erfahrungen nur unzureichend genutzt

Exilkongreß in Osnabrück. S.37

Michael Friederici

Freiheit und Democracy

Warum Herbert Achternbusch ein unwürdiger Mensch ist und dafür zahlen soll. S.39

Beat R. Dietschy

„500 Jahre Unterwerfung sind zuviel“

Über die Organisation indianischen Widerstands heute. S.43

Magazin

Frank Grützbach über einen Kölner Freundeskreis (S.49). Friedrich Spangemacher über Anton Webern heute (S.50). Brigitte Künzli über eine „Carmen“-Reduktion (S.51). Mathias Greffrath über Beckett (S.52). JHT über ein Institut für Lebensmut (S.53). Frieder Reininghaus über zweimal „Faust“ in Köln und eine „Faust“-Vertonung (S.53; S.55). Barbara Strohschein über das Werkteater Amsterdam (S.56). Christoph Lutz über Ernst Tollers „Pastor Hall“ (S.57). Bernd Behrendt über die Mülheimer Theaterstage – vielleicht zum letzten Mal (S.57). Willi Jasper über Fernsehen und Realität am Beispiel des Films „Im Zeichen des Kreuzes“ (S.59). Barbara Strohschein über die „Recherchen über den Tag X“ (S.59). Alfred Paffenholz über Nekes' Experimentalfilm „Uliisses“ (S.61). Wolfgang Hesse über verbrannte Bücher und verfemte Dichter (S.62) sowie über das Pahl-Museum (S.62). Doris v. Drateln über Hamburger „Künsterräume“ (S.63). Robert T. Kappel über Fontane und die DDR-Realität (S.64). Jürgen Vorrath über Bilderfreunde und Bildergegner (S.65) und Alfred Paffenholz über dada-Gedichte (S.65).

Spuren-Aufsatz im Mittelteil:

Gérard Raulet: Zur Dialektik der Postmoderne

Über die „Spuren“

Als 1978 Hans-Joachim Lenger und Frieder Reininghaus mich in Tübingen besuchten, erzählten sie von einer neuen Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft, die sie gerade mit einigen Freunden in Köln gründeten. Sie fragten, ob ich etwas dagegen hätte, wenn die Zeitschrift „Spuren“ hieße. Nein, ich hatte nichts dagegen. Im Gegenteil; es freute mich, daß der Name dieses vielgelesenen Buches wie eine Abzweigung eines Flusses in andere Kanäle gelangen würde, deren Boden „Bloch-trächtig“ wäre.

Die Zeitschrift erschien mit siebzehn Heften, die mir gefielen. Aber sie konnte sich finanziell nicht halten, und am Ende 1980 kam „Das letzte Heft“. Für mich eine traurige Erfahrung; ich hatte mich auf jede neue Nummer gefreut.

Doch nun geschah es wie durch ein Wunder, daß das Interesse an den „Spuren“ 1982 wieder wach wurde. Die Hamburger Hochschule für bildende Künste half dabei aktiv, und die Zeitschrift erschien aufs neue. Gern habe ich mich dazu bereiterklärt, als Herausgeberin dieser neuen Folge der Zeitschrift zu fungieren. Denn ich denke, daß die gesellschaftlichen und kulturellen Probleme, mit denen wir es heute zu tun haben, nach einer unabhängigen Zeitschrift wie den „Spuren“ verlangen. Die Querschau von alltäglichem Leben und Erleben mit philosophischen, ästhetischen und künstlerischen Erfahrungen und Arbeiten, wie sie von der Zeitschrift „Spuren“ versucht wird, soll den Gedanken an die konkrete Utopie wach halten.

Mit großer Sorge verfolge ich die gesellschaftspolitische Entwicklung der letzten Jahre. In vielem erinnert sie mich an die Endphase der Weimarer Republik. Vor allem denke ich an die vielen jungen Menschen, die heute keinen Ausbildungsplatz bekommen und einer sehr ungesicherten Zukunft entgegensehen. Die wachsenden Arbeitslosenzahlen, die schlechter werdende innenpolitische Situation, das erneute Aufkommen nazistischer Gedankenguts, die Feindseligkeit gegenüber Ausländern, nicht zuletzt die Gefahren der weltpolitischen Entwicklung - all das sind Phänomene, über denen wir uns nicht beruhigen dürfen. Sie verlangen unser Eingreifen und unsere Anstrengung, eine menschlichere Gesellschaft zu schaffen.

Den neuen „Spuren“ wünsche ich Erfolg.

Erdberührungen

Der Arbeiter begann, wie mit fast allen öffentlichen Baustellen begonnen werden muß: Er stellte rotweiße Absperrungen auf und hing in gleichmäßigen Abständen Warnlaternen daran. Der Ort war ungewöhnlich. Die Baustelle befand sich mitten auf einer öffentlichen Liegewiese im Stadtpark. Der Arbeiter war ziemlich alt - man hätte ihn für einen Rentner halten können. Er fing an, innerhalb der Absperrung zu graben. Das schwüle Juliwetter trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Er nahm seine ehemals schwarze, inzwischen zu schmutzigem Grau verblichene Schirmmütze ab und wischte sich mit dem Ärmel seiner blauen Arbeitsjacke die Stirn. Ein beträchtlicher Bauch erschwerte ihm das Bücken. Schon nach kurzer Zeit mußte er die erste Pause einlegen und sich auf den Stiel seiner Schaufel stützen. Dabei legte er beide Hände auf das Ende des Schaufelstiels und auf die Hände sein Kinn und startete auf den Boden.

Nach einiger Zeit richtete er sich auf, strich mit wilhelminischer Gebärde über seinen kleinen Schnauzbart und grub weiter. Den Rasen zerstückte er in kleine quadratische Stücke und schichtete sie, ordentlich ausgerichtet, neben der Grube auf. Den ausgegrabenen Sand schaufelte er an drei Seiten der Grube als gleichmäßig hohen Wall auf. Nach fast zwei Stunden Arbeit stieg er aus der Grube, säuberte sorgfältig seine Schaufel, bückte sich nach einer alten Aktentasche, nahm ein Feuerzeug heraus und zündete die Warnlampen an. Langsam ging ich auf ihn zu.

„Was wird das denn hier?“ fragte ich und zeigte mit dem Daumen auf das exakt quadratische Loch, das inzwischen ungefähr dreißig Zentimeter tief war und eine Breite von etwa drei Metern hatte.

„Weiß nicht, hab' den Auftrag, hier eine Grube auszuheben!“ brummte der Alte nicht gerade unfreundlich, aber mit einer Stimme, die weiteres Nachfragen ausschloß.

Sein gleichmäßiger Arbeitsrhythmus, die sichere Art, die Schaufel zu führen, seine Exaktheit und die Selbstverständlichkeit, mit der er seine Pausen machte, hatten

mich fasziniert.

„So, Feierabend!“ brummte er und rieb sich die Hände. Stolz aufgerichtet schlurfte er davon.

Ich sah ihm einen Augenblick hinterher.

Am nächsten Tag saß ich wieder auf der Parkbank, von der ich ihn am Vortag beobachtet hatte.

Er kam gegen drei Uhr, die Schaufel geschultert und die Aktentasche unter seinem Arm. Als er an der Baustelle ankam, warf er die Schaufel mit gezieltem Schwung in die Grube, lehnte vorsichtig seine Aktentasche an eine Stütze der rotweißen Absperrung und stieg in das quadratische Erdloch.

Ich erhob mich und schlenderte, möglichst absichtslos erscheinend, in weitem Bogen auf die Baustelle zu. Als ich vor der Grube stand, machte er grade seine erste Pause. Auf den Schaufelstiel gestützt, starrte er in meine Richtung. Aber er sah mich nicht. Ich wagte nicht, ihn zu stören.

Als er sich bückte, um seine Arbeit fortzusetzen, sagte er, ohne aufzusehen: „Na, wieder da?“

„Tja!“ antwortete ich.

Bei seiner nächsten Pause sah er mich an. Ich lächelte verlegen. Er zeigte auf den Boden der Grube. Er war gleichmäßig planiert. „Ich mag diesen Geruch von frischer Erde. Atmen Sie mal tief ein!“ Seine Stimme klang fast andächtig.

Er ließ seine Schaufel fallen, bückte sich, öffnete die Schnürsenkel und zog seine halbhohen Schuhe und seine grauen, handgestrickten Wollsocken aus. Vorsichtig setzte er seine nackten, gichtgekrümmten Füße in den Sand des Grubenbodens.

„Das tut gut!“ brummte er und strich sich über seinen Schnäuzer. „Probieren Sie es doch auch mal!“

„Warum?“ fragte ich und schüttelte den Kopf.

„Warum - warum - probieren Sie doch erst mal!“ erwiderte der Alte. Ich drehte mich um. Niemand beobachtete uns.

Schnell zog ich Schuhe und Strümpfe aus und stieg zu dem Alten in die Grube.

„Na, wie ist das?“

Um etwas zu sagen, antwortete



Die Startbahn-Ost wird vorbereitet (Foto: Günter Zint)

ich: „Angenehm kühl!“

Der Boden war feucht und kalt.

„Ich brauche diese Berührungen mit der Erde!“ sagte der Alte und seine Stimme klang ein wenig bewegt.

„Als Kind habe ich mich schon immer gern in Haufen frischer Erde gesetzt. Aber jetzt muß ich weitermachen!“ Er zog Socken und Schuhe wieder an und nahm die Schaufel zur Hand. Ich stieg aus der Grube und setzte mich neben der Baustelle auf den Rasen.

„Übrigens“, sagte der Alte bei seiner nächsten Pause und schob die Schirmmütze in den Nacken, „ich habe für diese Baustelle gar keinen Auftrag. Mein Leben lang habe ich keine fremden Aufträge ausgeführt. Und jetzt, wo ich Rente kriege, gebe ich mir erst recht alle meine Aufträge selbst!“

„Ja, aber Sie können doch nicht einfach mitten auf einer Liegewiese irgendein Loch buddeln!“

„Und ob ich kann - sehen Sie doch - außerdem ist das hier nicht irgendein Loch!“ Das Gesicht des alten Mannes sah plötzlich wie das eines Jungen aus, der einen gelungenen Streich erzählt hat, wurde aber ebenso plötzlich ernst.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, begann er zu schaufeln. Als er gegen fünf Uhr „Feierabend“ brummte, war der Sandwall um die Grube bereits so hoch, daß ich den Alten von meinem Platz auf dem Rasen nicht mehr sehen konnte.

Ich stand auf, ging an den Grubenrand, reichte ihm die Hand und half ihm heraus.

Wir verabschiedeten uns wortlos.

An den nächsten Tagen hatte ich keine Zeit, zur Baustelle zu gehen. Nur einmal

fuhr ich in der Nähe mit dem Auto vorbei und sah die Spitze einer Holzleiter den Sandwall überragen.

Zwei Wochen später ging ich noch einmal in den Stadtpark. Ich war beunruhigt. Von weitem sah ich mehrere Leute um die Baustelle des Alten stehen. Ich ging schneller.

Ein Feuerwehr- und ein Polizeiwagen standen in der Nähe.

Ich lief.

In der Grube standen zwei Feuerwehrleute und schaufelten hastig Sand aus dem Loch.

Eine alte Frau lief aufgeregt um die rotweiße Absperrung herum. Sie blieb vor mir stehen, sah mich kopfschüttelnd an und sagte leise: „Ich verstehe das nicht, wenn er früher ein Loch grub, hat er es immer mit Stützen und Brettern gesichert!“

Eigenbedarf der Bundeswehr

Kaum waren die Gedenkreden zur Erinnerung an die Bücherverbrennung von 1933 verklungen, hatten auch unsere Regierenden pflichtschuldig ihren Abscheu vor den Aktionen der Nazis bekundet und vor aktuellen, freiheitsbedrohenden Tendenzen gewarnt, da wurde bekannt, daß das Bundesverteidigungsministerium seine (unter dem früheren Bundesminister Hans Apel gegebene) Zusage wieder rückgängig gemacht hat, 5000 Quadratmeter bundeswehreigenes Gelände in Esterwegen für die Errichtung eines Informations- und Dokumentationszentrums über die Emslandlager zur Verfügung zu stellen. Der Grund für den Rückzieher: die Bundeswehr brauche das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Esterwegen aufgrund neuer Stationierungsplanungen ganz für ihre eigenen Zwecke. Dem Aktionskomitee für ein Informations- und Dokumentationszentrum Emslandlager e.V. war 1982 eine Teilfläche „auf Dauer“ für ihre Bildungsarbeit zugesichert worden. Daraufhin hatte das Komitee erfolgreich mit anderen Behörden über die Realisierung seiner seit Jahren verfolgten Pläne verhandelt, u.a. auch mit dem niedersächsischen Kultusministerium. Zur Erinnerung: Das Moorlager in Esterwegen war eines der ersten Konzentrationslager des Nazi-Regimes; hier war beispielsweise Carl von Ossietzky Häftling, der später als Symbolfigur des deutschen antifaschistischen Widerstands mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.

In den Mooren des Emslandes hat es insgesamt fünfzehn Lager gegeben, aber der Besucher dieser Gegend findet heute an keinem der Standorte Informationen über die grauenvolle Vergangenheit.

Das ist sicher kein Zufall. Es fällt schwer, im jetzt bekannt gewordenen Widerruf der Bundeswehr auch nur den puren Zufall zu sehen. Drückt sich in der Forderung nach Eigenbedarf für das ehemalige KZ-Gelände nicht eher ein Zeichen jener furchtbaren Kontinuitäten in der deutschen Geschichte aus, ein Stück Mangel an politischer Kultur, an Anstand auch, gar an Scham?

Sind die neuen Stationierungsplanungen wirklich so dringend? Mit den Bauarbeiten werde schon im Sommer begonnen, heißt es in dem Bescheid des Bundesverteidigungsministeriums an das Aktionskomitee. Sollen etwa im Herbst auf dem Gelände in Esterwegen amerikanische Raketen aufgestellt werden?

Kein Zweifel: es gibt bei uns nicht nur das Erbe, daß Deutsche bereit waren, Millionen von Menschen zu vernichten, wie das vor mehr als einer Generation geschah. Es gibt auch die Tendenz, die Geschichte dieser Toten zu vernichten. Geschähe dies tatsächlich - und manches deutet daraufhin - dann ginge das Werk der Nazis letztendlich doch noch in Erfüllung. Denn wirklich tot sind die Ermordeten erst, wenn keiner mehr von ihnen spricht und niemand mehr an sie denkt - an die Nathans und Sarahs, die Isaaks und Esthers, die Daniels und Ruths, die in den Lagern der Nazis vergast und verbrannt wurden. Ihre Geschichten - sie sind der Stachel im Fleisch der Lebenden, ihr signalisierender Tod ist eine gefährliche Freiheitserinnerung im System unserer Wohlstandsgesellschaft, die offenbar solche Erinnerungen nicht aushält. Daher auch der kollektive Gedächtnisverlust bei uns, der auch durch die Wahrnehmung memorabler Gedenktage nicht radikal durchbrochen wird. „Die Toten von Auschwitz hätten eigentlich alles verändern müssen. Nichts mehr hätte so sein dürfen wie früher, in unserem Volk nicht, in unseren Kirchen nicht... Doch wohin sind wir als Christen und als Bürger in diesem Land geraten?“ So hat schon vor Jahren der katholische Theologe Johann Baptist Metz gefragt.

*Die Startbahn-Ost wird vorbereitet
(Foto: Günter Zint)*







WARNING

THIS AREA HAS BEEN DECLARED A RESTRICTED AREA BY AUTHORITY OF THE COMMANDING OFFICER IN ACCORDANCE WITH THE PROVISIONS OF THE DIRECTIVE ISSUED BY THE SECRETARY OF DEFENSE ON 29. AUGUST 1954, PURSUANT TO THE PROVISIONS OF SECTION 21, INTERNAL SECURITY ACT OF 1950. UNAUTHORIZED ENTRY IS PROHIBITED. ALL PERSONS AND VEHICLES ENTERING HEREON ARE LIABLE TO SEARCH. PHOTOGRAPHING, MAKING NOTES, DRAWINGS, MAPS, OR GRAPHIC REPRESENTATIONS OF THIS AREA OR ITS ACTIVITIES IS PROHIBITED UNLESS SPECIFICALLY AUTHORIZED BY THE COMMANDING OFFICER. ANY SUCH MATERIAL FOUND IN POSSESSION OF UNAUTHORIZED PERSONS WILL BE CONFISCATED.

WARNUNG

IN ÜBEREINSTIMMUNG MIT DEN BEDINGUNGEN DER VOM (U.S.) VERTEIDIGUNGS-MINISTER ERLASSENEN DIREKTIVE VOM 20. AUGUST 1954, UND DEN BESTIMMUNGEN DES ABSCHNITTES Nr. 21 DES (U.S.) GESETZES FÜR INNERE SICHERHEIT VON 1950, WURDE DIESES GEBIET VOM KOMMANDEUR ZUM SPERRGEBIET ERKLÄRT. UNBEGUTER ZUTRITT IST VERBOTTEN. ALLE PERSONEN UND FAHRZEUGE, DIE SICH INNERHALB DIESES SPERRGEBIETES BEFINDEN, KÖNNEN DURCHSUCHT WERDEN. FOTOGRAFIEREN, SCHRIFTLICHE NOTIZEN, ZEICHNUNGEN, KARTEN, ODER GRAFISCHE DARSTELLUNGEN DIESES GEBIETES, ODER VON VORGEHENDEN INNERHALB DIESES GEBIETES, SIND VERBOTTEN, WENN SIE NICHT AUSSDRÜCKLICH VOM KOMMANDEUR GENEHMIGT WORDEN SIND. JEGLICHES MATERIAL DIESER ART, DAS IM BESITZ VON UNBEGUTEN PERSONEN GEFUNDEN WIRD, UNTERLIEGT DER BESCHLAGNAHMUNG.



WARNING

THIS AREA HAS BEEN DECLARED A RESTRICTED AREA BY AUTHORITY OF THE COMMANDING OFFICER IN ACCORDANCE WITH THE PROVISIONS OF THE DIRECTIVE ISSUED BY THE SECRETARY OF DEFENSE ON 29. AUGUST 1954, PURSUANT TO THE PROVISIONS OF SECTION 21, INTERNAL SECURITY ACT OF 1950. UNAUTHORIZED ENTRY IS PROHIBITED. ALL PERSONS AND VEHICLES ENTERING HEREON ARE LIABLE TO SEARCH. PHOTOGRAPHING, MAKING NOTES, DRAWINGS, MAPS, OR GRAPHIC REPRESENTATIONS OF THIS AREA OR ITS ACTIVITIES IS PROHIBITED UNLESS SPECIFICALLY AUTHORIZED BY THE COMMANDING OFFICER. ANY SUCH MATERIAL FOUND IN POSSESSION OF UNAUTHORIZED PERSONS WILL BE CONFISCATED.

WARNUNG

IN ÜBEREINSTIMMUNG MIT DEN BEDINGUNGEN DER VOM (U.S.) VERTEIDIGUNGS-MINISTER ERLASSENEN DIREKTIVE VOM 20. AUGUST 1954, UND DEN BESTIMMUNGEN DES ABSCHNITTES Nr. 21 DES (U.S.) GESETZES FÜR INNERE SICHERHEIT VON 1950, WURDE DIESES GEBIET VOM KOMMANDEUR ZUM SPERRGEBIET ERKLÄRT. UNBEGUTER ZUTRITT IST VERBOTTEN. ALLE PERSONEN UND FAHRZEUGE, DIE SICH INNERHALB DIESES SPERRGEBIETES BEFINDEN, KÖNNEN DURCHSUCHT WERDEN. FOTOGRAFIEREN, SCHRIFTLICHE NOTIZEN, ZEICHNUNGEN, KARTEN, ODER GRAFISCHE DARSTELLUNGEN DIESES GEBIETES, ODER VON VORGEHENDEN INNERHALB DIESES GEBIETES, SIND VERBOTTEN, WENN SIE NICHT AUSSDRÜCKLICH VOM KOMMANDEUR GENEHMIGT WORDEN SIND. JEGLICHES MATERIAL DIESER ART, DAS IM BESITZ VON UNBEGUTEN PERSONEN GEFUNDEN WIRD, UNTERLIEGT DER BESCHLAGNAHMUNG.

Die Startbahn-Ost wird vorbereitet (Foto: Günter Zint)

Tragödie und Fanal

Über den 17. Juni

Auf einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bergneustadt anlässlich der 30. Wiederkehr des Datums der Völkserhebung in der DDR sprach Rainer B. Schossig mit dem damaligen Sekretär der SED-Bezirksleitung in Berlin. Heinz Brandt, 1909 in Posen geboren, war zwischen 1934 und 1945 in faschistischen Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Danach war er in der KPD, später der SED tätig. Nach dem 17. Juni 1953 wurde er von der SED gemäßregelt; er floh 1958 in die Bundesrepublik, wo er bis zu seinem Ausscheiden im Jahr 1974 Redakteur der Zeitschrift der IG-Metall war (unterbrochen durch eine 3jährige DDR-Haft nach einem spektakulären Kidnapping aus Berlin-West nach Berlin-Ost). Heinz Brandt lebt heute als unabhängiger Publizist in Frankfurt/M.

Herr Brandt, Sie haben die Ereignisse des 17. Juni unmittelbar vor Ort in Berlin erlebt. Was ist damals geschehen?

Ich erlebte den 17. Juni als eine unerhörte und schnell erfolgende Arbeiterhebung, und zwar - was mich natürlich bestürzte - gegen den angeblichen Arbeiter- und Bauernstaat. Damals sah ich das Ergebnis des 17. Juni als eine Niederlage der Arbeiterbewegung, die gegen die spürbare Lohnsklaverei und für die demokratischen Rechte der Arbeiter kämpfte, ähnlich wie es heute in Polen geschieht. Für die Wiedervereinigung ist durch die Niederlage dieser Arbeiterbewegung, die bekanntlich durch russische Panzer niedergewalzt wurde, zunächst einmal für Jahrzehnte die Möglichkeit entschwunden. 1953 bestand eine solche Möglichkeit, und zwar aufgrund des „Neuen Kurses“, der damals im Kreml von Berija und Malenkov initiiert worden war. Man wollte auch für Deutschland eine „österreichische Lösung“ herbeiführen, militärisch neutral, aber wiedervereinigt und demokratisch. Eine solche Möglichkeit ist durch den 17. Juni verspielt worden; freilich waren auch damals die Westmächte in keiner Weise an einer Wiedervereinigung, in welcher Form auch immer, interessiert. Ich empfand also zunächst das Ergebnis dieser Arbeiterbewegung als Niederlage, als Tragödie. Denn die Arbeiter hatten durch ihre Aktion dasselbe erreicht

wie der Held im griechischen Trauerspiel. Indem sie ein Unheil vermeiden, eine Besserung erreichen wollten, wurde durch ihre Bewegung dieses Unheil herbeigeführt, nämlich das Ende des „Neuen Kurses“, die Wiedereinsetzung des bereits praktisch abgesetzten Walter Ulbricht, das Verspielen der Annäherung und Wiedervereinigung beider Teile Deutschlands.

Das war, wie Sie sagen, Ihre damalige Einschätzung. Sehen Sie das heute anders?

Heute sehe ich den 17. Juni weniger als Tragödie denn als Fanal. Offensichtlich begann mit dieser spontanen Erhebung ein historischer Prozeß in all den Ländern, die früher einmal Demokratie erlebt hatten, abendländische Geschichte im positiven Sinn - Humanismus, Renaissance, bürgerliche Revolution - mitgemacht hatten. Diese Länder kamen nach der von Hitler erzeugten Katastrophe unter die Despotie des Sowjetimperiums: Polen, Tschechoslowakei, Ungarn und die DDR. Sie alle gerieten in einen Zustand, der ihnen hingestellt wurde als eine Verbesserung, vom Kapitalismus weg und zum Sozialismus hin. In Wahrheit waren sie vom Regen in die Traufe geraten, denn das neue Regime konnte Demokratie überhaupt nicht dulden. Es herrschte despotisch von Anfang an. Nun folgte dem 17. Juni die Erhebung der polnischen Arbeiter, des polnischen Volkes 1956, im gleichen Jahr in Ungarn, später 1968 der Prager Frühling. Und jetzt sehen wir seit Jahren den heroischen Kampf der polnischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung und des ganzen polnischen Volkes um Demokratie, um die Grundrechte: Meinungsfreiheit, freie Gewerkschaften, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Und es zeigt sich, daß das Sowjetimperium einzig auf seine Panzer gestützt in der Lage ist, seinen imperialen Bereich zu beherrschen.

Ist dies Ihrer Meinung nach auch ein Thema für die Friedensbewegung?

Ja, die Friedensbewegung muß zuallererst Freiheit von Panzern fordern, ein Europa ohne Panzer. Denn die militärische Bedrohung der russischen Panzer richtet sich nicht primär gegen den Westen, sondern

gegen die eigenen unterworfenen Völker.

Am 17. Juni wurde damals auch nach der Einheit Deutschlands gerufen. Diese Forderung wird seit einiger Zeit auch von der Friedensbewegung im Zusammenhang mit den Überlegungen um eine neue europäische Friedensordnung diskutiert, ohne den neonationalistischen Anstrich, den dieser Anspruch früher hatte. Können wir uns heute noch positiv auf diese Parolen des DDR-Aufstands berufen?

Ich sehe auch hier bis heute eine Fanalwirkung des 17. Juni. Allerdings müssen wir deutlich sagen, daß diese Arbeiterhebung, abgesehen von der wirtschaftlichen Forderung „Weg mit der Normerhöhung“, die politischen Forderungen „Weg mit dieser Parteiführung, mit Walter Ulbricht“ und „Freie, demokratische Wahlen“ als Hauptinhalt hatte. Die Einheit war etwas, das nach ihren Wünschen und Vorstellungen dann kommen würde, aber nicht zentrale Forderung. Freie Wahlen in beiden Teilen Deutschlands, das schien damals mit dem „Neuen Kurs“ realisierbar, unter der Maßgabe, daß ganz Deutschland *militärisch* neutralisiert würde, nicht aber *politisch*, sondern politisch aktiv, radikal demokratisch, mit allen Grundrechten der Bundesrepublik.

Und das bleibt bis heute aktuell?

Ja, ein erstrebenswertes politisches Ziel. Aber vordringlich ist zunächst heute, daß unser Volk nicht ausgelöscht wird. Die deutsche Frage ist heute zunächst die des physischen Überlebens. Es muß verhindert werden, daß auf deutschem Boden ein konventioneller Krieg ausgetragen wird, der allein ja bereits genügen würde, das deutsche Volk östlich und westlich der Elbe auszulöschen, mitsamt Mitteleuropa.

Eine endgültige Form der Wiedervereinigung.

Ja, eine Wiedervereinigung im Himmel. Wir müssen uns also allem entgegenstellen, was eine Verhärtung und Verschärfung des Ost-West-Konflikts im militärischen Sinn bedeuten könnte. Darüber hinaus aber meine ich, daß es zur Friedensbewegung gehört, Demokratie zu fordern.

Ein praktischer Vorschlag

*Zur Verbesserung des Kalenders
und zur Neuerschaffung der Zeit*

Für Ulrich Sonnemann

Unser Kalender, sagt Rudolf Wendorff (*Zeit und Kultur*, Opladen 1980, S. 538f), sei „ein historisches Monstrum und interessantes Museumsstück, aber kein rationales Hilfsmittel der Zeitgliederung“.

Dies lesend und an der Unordnung der Zeit längst verzweifelt, entsinne ich mich meines alten Vorschlags der Kalenderreform: das Jahr in 300 Tage, zugleich 50 Wochen mit je 6 Tagen, kein Samstag, und wiederum 10 Monate mit je 5 Wochen und 30 Tagen einzuteilen. So bleibt nur die Frage, was mit den übrigen 65 oder 66 Tagen des Jahrs geschehen soll. Ich schlage vor, sie auszuwürfeln.

Statt der Lottozahlen, die es mangels Samstag nicht mehr gibt, wird jeden Abend, nach dem letzten Wetterbericht, im Fernsehstudio ein Würfel geworfen werden. Wenn die Sechs fällt, wird der nächste Tag einer sein, der im Kalender nicht vorkommt. Kein Geschäft wird abgeschlossen, keiner geht zur Arbeit, und was für morgen geplant war, wird erst übermorgen ausgeführt - nein, ich habe mich versprochen: wie geplant, wird es morgen getan werden, nur daß zwischen jetzt und morgen nicht bloß eine Mitternacht ist, sondern nach dieser ein Sonnenaufgang und -untergang und eine ungeordnete Frist bis zur nächsten Mitternacht. Die Uhren werden vielleicht weiterticken, aber ihre Zeiger werden, multidisfunktional, zu Barometern umfunktioniert.

(Der Würfel soll an jedem der dreihundert Tage des Kalenders geworfen werden. Zu erwarten ist, daß 50mal die Sechs fällt. Aber es wird Abweichungen von diesem Erwartungswert geben. Den Spielraum von 15 oder 16 Tagen werden sie selten - und schwerlich in zwei aufeinander folgenden Jahren - überschreiten, so daß freilich über diese Tage, die immer noch übrig sind, verfügt werden muß. Einen Teil von ihnen wird man brauchen, um das Neujahrsfest um eine ungemessene Frist zu verlängern, den Rest kann man, je einen Tag, der kein Datum hat, zwischen die Monate schieben.)

Auch an den Tagen ohne Datum hung- rig, werden wir Vorräte halten. Wir müssen zudem mit unerwarteten Gästen rechnen. Denn die Reisenden werden, wenn kein Zug fährt und die Tankstellen geschlossen bleiben und das Personal der Hotels vom freien Tag nicht ausgeschlossen sein will, in den Städten herumirren und Unterkunft suchen. Die Landstreicher werden sich, als Handelsvertreter verkleidet, unter sie mischen und freundlicher aufgenommen werden: so verkehrt sich ihnen die Einteilung der Zeit, da die Tage der Unordnung für sie Tage der Ordnung sind. Wir werden von ihnen lernen.

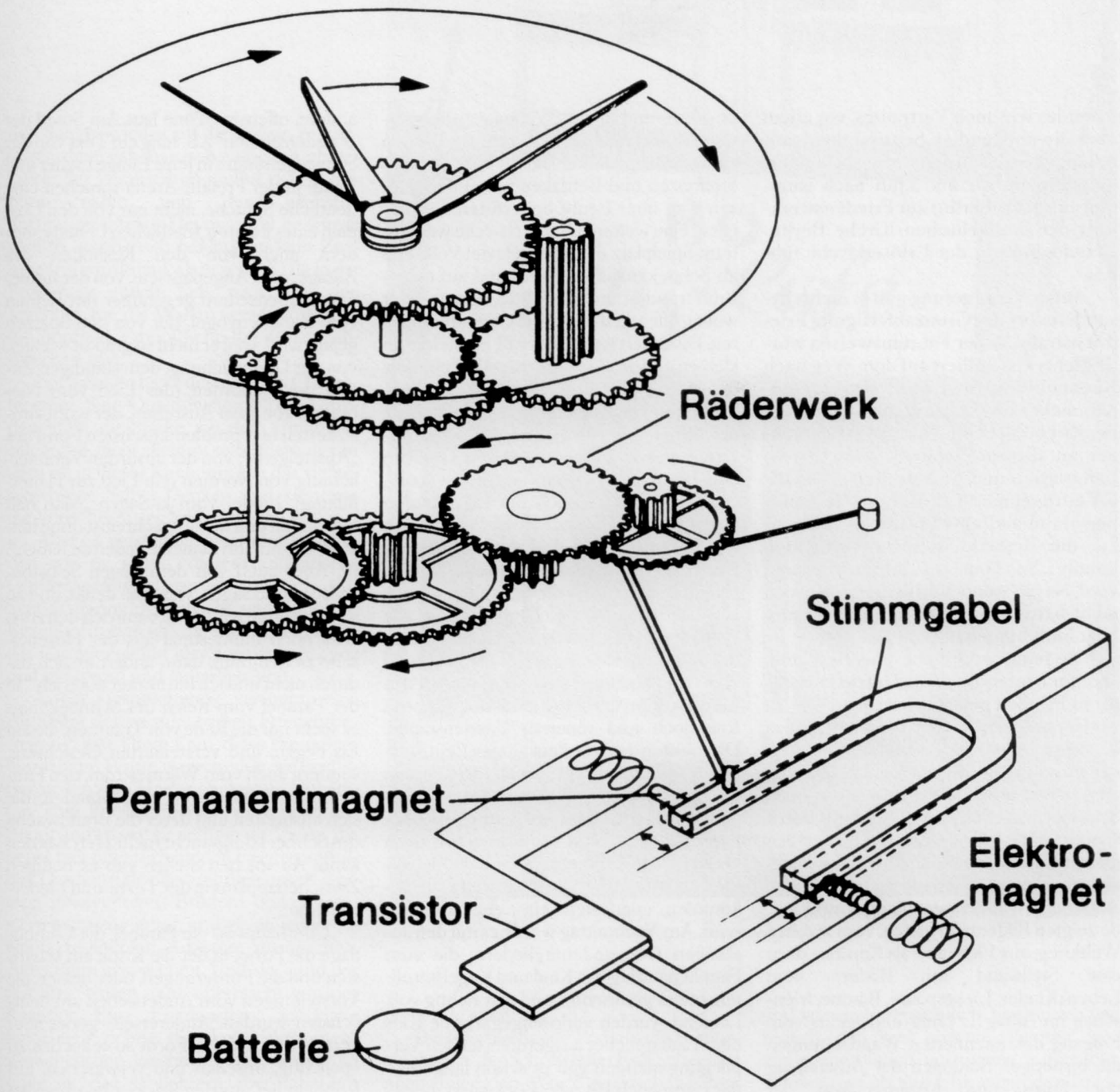
Es wird sich nichts auf diese freien Tage verschieben lassen, sie sind zu ungewiß. Lästige Hausarbeit muß an den Tagen getan werden, die ein Datum haben: sonst wird der Schmutz vielleicht zu viel. Jede Arbeit, die einen Termin hat - des Lehrers, daß er Aufsätze liest und Noten berechnet, des Schriftstellers, daß er sein Manuskript ablie- fert -, muß während der Kalendertage ge- lingen: wehe ihnen, wenn der freie Tag, auf den sie spekuliert haben, ausfällt! Die Lie- benden werden sich nicht für den nächsten freien Tag verabreden können: ihr Begeh- ren wird diesen Aufschub nicht ertragen, sondern jeder freie Tag wird ihnen - timeo Danaos - geschenkt sein. Die Fabriken wer- den stillstehen. Aber wer seinen Garten jä- tet oder erntet, hat des Datums vielleicht nie geachtet - so wenig, wie der Erfinder sein Labor verlassen wird, weil heute kein Kalendertag ist, oder der Schriftsteller die Schreibmaschine, denn seinen Termin hat er eh schon längst versäumt.

Eine unerwartete Unterscheidung muß an unseren Tätigkeiten vorgenommen werden: Manches kann am Kalender haf- ten bleiben, denn es kann unterbrochen werden. An anderem werden wir eine Kon- tinuität der Zeit erfahren, die nicht der Ka- lender, sondern unser Bedürfnis vor- schreibt und die Natur vielleicht fordert. Aber Natur ist ein sehr künstliches Produkt. Längst ist sie, nicht bloß gewaltsam, in den Kalender gezwungen. Wir selbst müssen entscheiden, ob, und in welchen Teilen, wir sie wieder aus ihm entlassen. Die Fischer werden das abends ausgelegte Netz nicht

morgen, sondern am nächsten Morgen ein- holen - aber die Verarbeitungsfabriken ste- hen vielleicht still. Die Astronomen werden sich an den alten Kalender halten - aber der Hausmeister des Observatoriums bleibt den ganzen freien Tag zu Hause. Wie paßt das zusammen? Werden sich die Gebären- den, die der Fünf-Tage-Woche kaum Wi- derstand entgegengesetzten, auch der neuen, unregelmäßigeren Arbeitszeit der Ge- burtsheifer anpassen lassen?

Wie schwer muß es den Neurotikern fallen, ihre Zwänge neu zu organisieren; und den Einsamen, daß sie vom Alleinsein überfallen werden; und denen, die freie Zeit nur totschiessen können, daß ihnen der Knüppel geklaut wird! Wenn wir nach den freien Tagen fiebern: was wird aus unserer Enttäuschung, wenn wieder einmal, wie meistens, der freie Tag jetzt doch noch nicht ist? Was wird aus der verzweifelten Gleichmut, mit der einer den nächsten Tag erwartet, den er schon verkauft hat? Die Flucht in den Trott und die Freizeit ist ihm versperrt.

Die neue Ordnung der Zeit weckt Wünsche und enttäuscht sie. Zwar können wir manches am Kalender haften lassen, während anderes keinen Aufschub duldet. Aber nicht ist dieses das Notwendige, jenes der Überfluß. Sondern im Notwendigen wie im Überflusse findet diese Unterschei- dung statt. Sie erfordert eine neue Ökono- mie der Lust und der Unlust: das Diktat der Uhren darf uns keine Qual mehr sein - stellt euch doch diese neue Form des Streiks vor: die Zeit zu bestreiken; daß wir uns weigern, die Uhren wieder anzustellen! daß einer seine freien Tage selbst auswürfelt; Zeit- Subkulturen, unbeherrschbar! Es soll die Kalenderzeit werden wie der freie Tag - und würde vielleicht gar Zeit entstehen und der Würfel abgeschafft.



Uhr. Funktionsschema einer Stimmgabeluhr

Friedenswerkstatt „drüben“

Ein Besuch in der DDR

Fremdes wie auch Vertrautes, vor allem aber die notwendige Sensibilität, damit umzugehen, wurden uns besonders deutlich, als wir am 3.Juli nach Rummelsburg (Ostberlin) zur Friedenswerkstatt der evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg in der Erlöserkirche fuhren.

Außer Verzögerung gab es nichts besonderes bei der Grenzabfertigung Friedrichstraße, außer Fahrtausweisen wurde nichts kontrolliert auf dem Weg nach Rummelsburg, und kein einziger unheimlicher PKW war in der Umgebung der Kirche sichtbar. Nur daß ausgerechnet an diesem Sonntag zwischen S-Bahnstation und Erlöserkirche die DEFA eifrig einen (offensichtlichen Familien-)Film abdrehte und sich ein Grenzer die Bemerkung nicht verkneifen konnte: „So, Touristen, ja? Ins Museum, was? Na ja, wenn Berlin seine Museen nicht hätte, wo sollten die Leute dann heute bloß hingehen?“

Die Junges wußten bestens Bescheid, aber für heute sollten die Unfriedensstifter in Frieden gelassen werden.

Der offizielle Teil der Werkstatt fand in der Kirche statt: ein Gottesdienst vorweg, dann Lieder und Reden, Stefan Heym las zum zweitenmal seine laue Rede vom Schriftstellertreffen vor. Bischof Forck sprach für die Synode. Die Kirche war den ganzen Tag über brechend voll. In einem kleinen Raum neben der Sakristei eine Antikriegs-Wanderausstellung: Fotowände zeigten Bilder vom ersten, vom zweiten Weltkrieg, aus Vietnam - als Kontrast dazu eine Stellwand mit Bildern vom Leben: Kinder, Liebespaare, Bäume, Menschen im Alltag... Links und rechts vom Eingang dokumentierten Wandzeitungen die bisherigen Stationen der Ausstellung mit Fotos und Kommentaren der Besucher: Jena durfte nicht dabei sein.

Rund um die Kirche waren Wäscheleinen von Baum zu Baum gespannt, ein Wald von Plakaten und Wandzeitungen, ringsum reiheten sich die Stände: „Friedensfrauen“, „Ökos“, „Rosa-Winkel“, Stände der Berliner Gemeinden; zwei Bretterbühnen, eine davon für die den ganzen Tag über laufen-

de „Text- und Lieder-Werkstatt“, die so etwas wie das inoffizielle Zentrum wurde; in einem selbstgenähten patch-work-Zelt aus Stoffresten und Bettlaken saßen den ganzen Tag über Leute bei ernstesten Gesprächen; eine weitere Gesprächsecke war hinterm Spielplatz eingerichtet: viel Volks saß im Schneidersitz im Kreis, und auf einem Bretterpodest in der Mitte konnte, wer wollte, öffentlich Rede und Gegenrede führen. Diskutiert wurde überall, im Stehen, in kleinen und großen Gruppen. Weiter Informationsstände zum Wehrdienst bzw. Wehrdienstverweigerung, zum Zivilschutz bei atomarem Krieg, gegen Kriegsspielzeug, an einigen Ständen wurden Grafiken und Fotos bzw. Fotomontagen verkauft, und dann gab es noch die sogenannten „kreativen Stände“: wer wollte, konnte sich sein eigenes Friedensabzeichen basteln, Anstecker aus Kronkorken, selbstbemalt, kleine Tauben aus Ton, Schablonendruck auf Tüchern und Taschen. Und fast alle Teilnehmer der Friedenswerkstatt waren mit mindestens zwei dieser Stickers und Anhänger hochdekoriert, sogar ein VoPo in Berufskostüm latschte herum mit Blume in Knopfloch und tönerner Friedenstaube. Die meisten der vor allem jungen Leute waren uniform gekleidet wie auf den Treffen der westdeutschen Alternativler vor einigen Jahren: Indien-Look, selbstgenähte Latzhosen, mit langen Röcken und langen Haaren, den zusammengerollten Schlafsack über der Schulter. Es waren viele gekommen, mindestens ein-, eher zweitausend. Am Nachmittag wurde es mit den ansässigen Gemeindegliedern, die zum Familienausflug mit Kind und Kegel anrollten, etwas gemischter und erst richtig voll. Laufend wurden verlorengegangene Kids über Lautsprecher ausgerufen, an den Verpflegungsständen gab es schon lange weder Limo noch Eis oder Bockwurst mehr - mit so viel Zulauf hatte die Erlösergemeinde denn doch nicht gerechnet.

Die Atmosphäre erinnerte uns etwas zwiespältig an früher erlebte Kirchenbasare, alle waren so lieb, freundlich und selbstgebacken.

Aber nicht nur. Dazwischen liefen auch Punks herum, dazwischen wurden auch

andere, offensive Töne laut. Am Stand der „Friedensfrauen“ z.B. hing ein Text von der Schweigeminute in Jena. Einige Lieder und Texte in der Freiluft-Arena sprachen eine deutliche Sprache, nicht nur von den Utopien eines freieren, friedlichen Lebens, sondern auch von den Realitäten des Alltags: vom Angepaßtsein, von der Intoleranz Außenseitern gegenüber (im Refrain vom Kanarienvogel, der von den Spatzen gejagt wird, weil er nicht so grau ist wie sie); von der Überwachung, dem ständigen Zugriff der Behörden (das Lied vom Niemand); von dem Ausreisen, der wohl virulentesten und problematischsten Form des „Aussteigens“; von der absurden Verinnerlichung von Normen (ein Lied zur Planerfüllung), Lieder vom Ja-Sagen: „Man hält dir was hin und du unterschreibst ohne hinzusehen, nur um deinen Frieden zu haben“.

Aber auch von dem neuen Selbstbewußtsein, zu sagen, was man denkt, und zu sein, wie man will: „Und wenn ich den Ausweis noch hundertmal aus der Hosentasche ziehen muß, dann ändert er sich dadurch nicht und ich bin immer noch ich.“ In der Parabel vom Reich des Schneekönigs ist nicht nur die Rede von Träumen, die auf Eis liegen, und versteinerten Gesichtern, sondern auch vom Wärmestrom, den Funken, die überspringen, den Bränden, die sich ausbreiten und derer die Brandwache des Schneekönigs nicht mehr Herr werden kann. An solchen Stellen gab es heftigen Zwischenapplaus in der Texte- und Liederwerkstatt.

Überhaupt ist die Parabel, die Camouflage die Form, in der die Kritik am schärfsten und die Forderungen, oder besser: die Vorstellungen vom Andersleben am deutlichsten wurden. Andererseits geriet aber gerade durch diese Form so manches vor vorsichtig, unscharf und verwaschen. Ein Kribbeln lief uns den Rücken herunter bei dem Vortrag des Liedes vom Fantasieland: dem Land der Träume, wo die Gedanken eben frei sind und alle Menschen gleich und selbstbestimmt in Frieden leben können. Es wurde in der Kirche gesungen, den Refrain sang die ganze „Gemeinde“ mit - nicht gerade andächtig, aber voll Rührung und Emphase. Ein vorsichtiger Versuch,

den Sänger wieder auf die Bühne zu klatschen, dann gab man sich zufrieden, als der Leiter der Veranstaltung selbst das Mikrofon nahm und den nächsten ankündigte: Stefan Heym - und er wurde ebenso emphatisch beklatscht, kein Zwischenruf wurde laut, als er seine Rede in der Forderung gipfeln ließ, man solle den Mächten, die die Waffen verantwortungslos führen, das moralische Recht dazu absprechen usw.

Ein bißchen hatte das alles den Charakter einer „Sing-Out-Bewegung“; das Gruppengefühl, die Stärke, aus dem Gefühl resultierend, nicht allein zu sein, überwog nur allzu oft in dieser Kirchenrunde das vielbeschworene Selber-Denken und kleisterte die kritische Auseinandersetzung zu.

Aber als verständlich, vertraut empfanden wir es schon, dieses emphatische Gruppengefühl allerorten; zugleich war Skepsis darunter gemischt und auch das Bewußtsein, daß uns die Bedingungen, die das Gruppengefühl hier ausmachen, ganz und gar fremd und äußerlich sind.

In der Gesprächsecke versuchte eine Aktivistin der westdeutschen Friedensbewegung, eine ältere Frau, diese Fremdheit durch laute Worte wegzureden: sie erzählte von den zum Herbst geplanten Aktivitäten, vom Friedensmarsch, davon, wie erstaunt und erfreut sie sei über die Vielen, die heute hier öffentlich für den Frieden aufträten. Das hatte sie offensichtlich unseren armen geknechteten Brüdern und Schwestern nicht zugetraut, und gleich wollte sie Kontakte knüpfen, Adressen austauschen, Aktivitäten absprechen. Und sie - und wir mit ihr - waren ganz überrascht von der Reaktion. Eine „Friedensfrau“ aus Halle hatte sehr richtig die „kolonialistischen“ Zwischentöne verstanden: sie wolle - so sagte sie leise, schüchtern, aber dabei mit Nachdruck und fast böse - sie wolle keinen Import der westdeutschen Friedensaktivitäten, eine Absprache von Aktionen sei gar nicht das erste und wichtigste, sie hätten ihre eigenen Vorstellungen von Friedensarbeit, die bei jedem selbst, im alltäglichen Leben beginnen müsse - und dann, versöhnlicher: aber doch, ja, daß sie mit uns darüber reden, sich austauschen müßten, das



„Man muß die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen zwingen“

meine sie auch.

Die abschließende Podiumsdiskussion, auf der u.a. der Schriftsteller Rolf Schneider noch einige klare Worte gesprochen haben soll, haben wir nicht mehr mitbekommen. Da waren wir schon wieder im Herzen der Hauptstadt und spürten am eigenen Leibe das Andere der Bedingungen in diesem anderen Teil unserer Stadt, den wir so selten besuchen, in dem es so sauber, ordentlich und vorgeschrieben zugeht. In einem der üblichen besseren Lokale, modern in Kacheln, Glasbausteinen und Plastik, groß

und leer und ungemütlich, versuchten wir redlich, den Rest unserer „Valuten“ gewungenermaßen aufzuessen - geraucht werden darf ab fünf Uhr, wenn der Teller leer ist, wird abgeräumt, gezahlt und gegangen. Und draußen auf dem Alex waren die Durchschnitts-DDR-Bürger bei ihrer Durchschnitts-Sonntagnachmittagsbeschäftigung: Die Familie fotografieren, Mami, Papi und die lieben Kleinen im Sonntagsstaat - die auch ein Softeis kriegen, weil sie nicht kleckern.

Friedenswerkstatt „drüben“

*Auf diesem Reservistentreff in Hosenfeld (Hessen) wurde der Pressefotograf Günter Zint verprügelt
(Foto: Günter Zint)*



E.B.

„Das Vertrauen bröckelt“

Aus einem Gespräch über Krieg, Alltag, Widerstand

Die sozialen Bewegungen hierzulande lassen sich schon lange nicht mehr von Klassenwidersprüchen her definieren. Zwar sind sie in jedem Fall einem bestimmten sozialen Milieu zuzuordnen. Aber ihre Themen und die Art, wie sie diese in Konfrontation mit dem herrschenden „System“ austragen, hängen von der unterschiedlich vermittelten Sozialisation und den eigenen Erfahrungen ab. Die Protestbewegung gegen den Vietnam-Krieg in den 60er Jahren und jetzt die gegen den drohenden 3. Krieg sind deshalb nicht so ohne weiteres miteinander zu vergleichen.

Gemeinsam scheint ihnen nur zu sein, daß sie Bewegungen von Jüngeren waren oder sind; von solchen also, denen die eigene Erfahrung von Krieg und Kriegsangst weitgehend oder gänzlich fehlt. Wo aber sind dann die, die als Flakhelfer noch die Front oder im Luftschutzkeller den Bombenkrieg miterlebt haben, also nicht die SA-Marschierer oder Blitzkrieg-Sieger, sondern die Opfer? Waren sie, sind sie für den Krieg? Wohl kaum. Aber was ist denn aus ihrer Erfahrung geworden, wurde sie „blind“ oder gab es sie überhaupt nicht in der Form, als „Anti-Kriegsstimmung“, auch nicht 1945? Immerhin hat diese Generation der zwischen 1928 und 1934 Geborenen ja auch Wiederbewaffnung und Atomausrüstung in den 50er Jahren mitgetragen, hat sie den Nachrüstungs-Erfinder Schmidt oder den Stationierer Kohl gewählt. Also eine „verlorene“ Generation oder - gegenläufig betrachtet - eine, die Hitlers Konzept von der Auslöschung des „Ostens“, notfalls um den Preis der eigenen Auslöschung bezahlt, zum späten Triumph verhilft?

Keine Fragen, die mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten wären. Es war ja auch kein einfaches Leben, das sie leben durften, geboren oder aufgewachsen in einem System, das, kaum daß es ihnen heimisch war, zusammen-

brach; gezwungen, ein neues aufzubauen unter der mißtrauischen Vormundschaft von Siegern, später mit Kritik überhäuft von den Kindern.

Wir wollen in lockerer Folge einige dieser Lebensläufe dokumentieren, in ihnen nach den Spuren von Erfahrung, verschüttetem Leben und vielleicht Wegen ins Freie suchen. Ich habe diese Gespräche geführt im Anschluß an ein Theaterstück, das 1980/81 im „Maler-saal“ des Deutschen Schauspielhauses Hamburg unter dem Titel „Als ich 9 Jahre alt war, kam der Krieg“ aufgeführt wurde. Es basierte auf Aufsätzen, die Nürnberger Schüler 1946 niedergeschrieben hatten. Thema: Der Krieg. Meine Gesprächspartner haben das Alter dieser Nürnberger Schüler.

Hannes Heer

Ja, wenn ich da so im nachhinein... Da kann ich mich noch erinnern, als das Attentat auf Hitler war, 1944. Da war ich mit den Kindern des Arztes im Westerholz. Da hatten die ein Sommerhäuschen in der Flensburger Förde. Das war der heiße Sommer. Da hatte ich auch Heimweh. Da wurden die Ferien immer nochmal verlängert und da hieß es dann, eine Sondermeldung, da kam jemand von der Mühle und brachte diese Neuigkeit ins Haus. Und das war ganz merkwürdig, da hatte ich noch gedacht: Hitler dem ist nichts passiert, der hat nur ganz leichte Verletzungen, Gott sei Dank. Aber das ist dann ja gut gegangen, dem ist nichts passiert.

Ich war zu der Zeit im Haushalt eines Arztes in Eutin. Ich habe das Pflichtjahr gemacht und bin dageblieben. Es war ein kinderreicher Arzthaushalt. Und der hat immer so alles abgeblockt und ich hab mich immer gewundert, daß ich nicht zum BDM und zum Arbeitsdienst gerufen wurde. Das ist nie an mich herangekommen. Ich wäre gerne mal raus, weil ich da von ehemaligen Klassenkameraden Positives hörte. Die ka-

men mal raus und kamen weg und fanden das toll und ich kam nirgendwo hin. Aber was mir mehr gefehlt hat als diese Abwechslung, das war Zuneigung. Ja, ich hab eigentlich wenig Zuneigung erfahren. Ich hab zwar sehr viel Freiheit gehabt, aber ich kann mich überhaupt nicht erinnern, mal irgendwann von meiner Mutter so in den Arm genommen worden zu sein und an Gesprächen ist überhaupt nichts gelaufen. Nichts. Ich mußte mit alles eigentlich selbst fertig werden. Z.B. mit dem Tod meines Bruders am 1. Februar 1945. Der war 18. Der war auch - ja wie nannte man das - nicht kriegstauglich, er hatte eine Rückgratverkrümmung und war von daher immer zurückgestellt. Sollte natürlich auch Schlachter lernen. Er mußte seine Lehre auch abbrechen und umschulen. Da war er an der Eutiner Sparkasse an der Kasse und das hat wohl da einigen nicht gepaßt. Ein junger Bengel. Grade so in der letzten Zeit. Dann haben sie ihn auch noch eingezogen. Das war Ende 44. Dann kriegte er noch eine Kinderkrankheit. Ich weiß nicht mehr, was das war. Er hatte absolut keine Lust. Er wollte nicht. Er hatte in Lübeck noch im Lazarett gelegen und von dort wurden sie eingeschifft nach Kurland. Da war nur vom Wasser her noch ein Zugang. Und meine Mutter hatte Angst, daß er sich selbst was antun würde,... er hat so geheult, er wollte nicht weg, er sah das nun alles auch, was da lief.

Und dann, nach dem Krieg, das mit meiner Schwester. Die war zwei Jahre jünger und die starb dann mit 18 an Typhus. Und da wars dann für mich ganz aus. Sie lag in Malente und meine Eltern hatten kein Telefon und ich bin fast jeden Tag mit Fahrrad hingefahren, um sie zu besuchen. Ich hab mich natürlich telefonisch erkundigt und da wurde mir gesagt, daß sie eingeschlafen ist. Und dann mußte ich das meiner Mutter überbringen. Ich weiß überhaupt nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Ich bin mit dem Rad gefahren.

Und auch damit konnte ich nicht fertig



Hamburg 1945

werden. Also das Schlimmste für mich überhaupt war, daß ich hier niemand hatte, dem ich mich mitteilen konnte. Meine Mutter, die hatte auch Typhus und meine jüngeren Geschwister, die lagen alle mit Typhus da. Meine Mutter war so geschwächt, daß ich sie erst mal wieder aufpäppeln mußte. Dann bin ich wohl ein Vierteljahr zuhause gewesen und da wollte ich dann, gern in die Schneiderlehre gehen. Das wollte mein Vater nicht. Denn das würde dann heißen, noch ein Esser wieder mehr. Das war nicht drin. Und da wollte ich dann nach Hamburg, dann hab ich es versucht hier, eine Stelle im Haushalt zu bekommen und hab dann einige Stellen hier gewechselt, hab das ein knappes Jahr hier ausgehalten und wieder zurück nach Eutin und bin mehr oder weniger von einem zum anderen, also das war alles nichts. In der Zeit ging es gesundheitlich mit mir abwärts. Da hatte ich ständig Beschwerden, als wenn es der Blinddarm war. Dann haben sie mir den Blinddarm rausgenommen. Dann haben sie irgendwas am Eierstock entdeckt. Dann haben sie mich daran operiert. Dann haben sie gemeint, das wäre meine Wirbelsäule, daß da ein Nerv eingeklemmt ist. Also alles mögliche mit mir aufgestellt. Und dann habe ich einen Nervenzusammenbruch gehabt. Und für mich

heißt das heute, daß das alles nicht verarbeitet war.

Fehlende „Therapie“

Deshalb hat es mich dann so aufhorchen lassen, als sie damals im NDR in einem Bericht über das Stück im Malersaal das Beispiel von Mogadischu brachten, von der Geiselnahme. Sie führten damals an, diese Geiseln hätten damals ihren Therapeuten gehabt, und unsere Generation hätte nichts gehabt damals, nach 1945, wir wären allein gelassen. Das hat mich ungeheuer berührt. Ich hab mich da angesprochen gefühlt, wie ich es eigentlich noch nie so erlebt hab und irgendwie war das auch...ich hatte vorher den Holocaust verfolgt, ich hab dieses Mädchenorchester von Auschwitz gesehen, und von daher hatte sich wohl schon einiges in Bewegung gesetzt und da hab ich erst mal geheult. Dann habe ich beschlossen, zu dem Stück zu gehen.

Das war ungeheuer. Auch schon wie ich mich dahin gesetzt hab, nach vorne. Was ich eigentlich nie mache. Ich hab mich sonst immer in die hinterste Reihe gesetzt, ich habe mich immer möglichst versteckt. Daß ich mich auch dann da noch gemeldet hab, das war für mich eine ganz neue Erfahrung, daß in mir da etwas in Bewegung gekommen war, wo ich nichts dagegen tun

konnte. Das kam, das war da. Das war bisher mein Hauptproblem gewesen, sich nicht mitteilen zu können. Das ist, glaube ich, das Hauptproblem meiner Generation, daß es kaum Menschen gibt, die das können.

Ich hab mir nach dieser Diskussion im „Malersaal“, weil ich so voll davon war und auch mitteilungsbedürftig, dann manchmal gezielt Leute ausgesucht, die in meinem Alter sind, bin zu denen gefahren und hab dann versucht, mit denen zu reden und das hat dieses Urteil bestätigt. Das war alles so oberflächlich. Also, nicht so von innen her, wie ihnen zumute war, das war alles so Gerede. Wie es so üblich ist. Woran das liegt? Ja das sind doch viele Faktoren. Erstmal die Erziehung unserer Eltern, wie die aufgewachsen sind.

Unverständnis

Ich habe auch jetzt in den letzten Jahren - das kommt auch noch dazu - mit meiner Mutter Riesenkonflikte, mit meinen Geschwistern, also ich bin das schwarze Schaf der Familie. Die verstehen mich nicht mehr, weil ich mich verändert hab und das können die nicht mitvollziehen. Die leben normal. Ich meine, die ganze Lebensart, sich so anzupassen. Dies und jenes macht man nicht, weil es sich nicht gehört und die haben eine Erwartungshaltung. Ich war ja immer die Große, ich war immer die Folgsame, die immer alles eingesteckt hat, ohne zu rebellieren, das sind sie ja nie von mir gewohnt gewesen und ich habe mich total zurückgezogen. Ich hab das zuerst immer wieder versucht, mit denen ins Gespräch zu kommen. Das wollen die nicht, das sagen sie auch. Sie wollen keine alten Sachen aufrühren und das gibt es nicht. Das war für mich ganz schön bitter. Das war so, ich hab meine Mutter ungeheuer verehrt, die hat sich aufgeopfert, die Frau für alles und für jeden und sie selbst hat nichts gehabt. Ich hab mich praktisch jetzt erst mit 50 von meiner Mutter angenabelt.

Ja, und die Zeitumstände in der Nazizeit

selbst, die haben ja sicher auch noch was dazu beigetragen. In erster Linie kommt es vom Staat. Das sieht man doch jetzt. Jetzt seh ich es, was da so läuft und wie man mal sowas versucht, in den Griff zu kriegen, die Masse zu verdummen. Das hätte ich nie sehen können, wenn ich nicht selbst mal die Erfahrungen gemacht hätte. Alles, was während des Krieges, nach dem Krieg mit mir mal und meinen Geschwistern gelaufen ist... Wenn ich nicht selbst meine eigene Erfahrung gemacht hätte. Ich hätte es heute auch nicht gesehen. Ich würde bestimmt heute genauso weiterleben wie meine Schwester, wie mein Bruder, lieb und folgsam und sie sind froh, daß die CDU an der Regierung ist, endlich mal Zucht und Ordnung wieder.

Diese Erfahrung, die kam zuerst durch meine Kinder. Ja, mein ältester Sohn. Ich muß gerade eben jetzt daran denken. Ich hab 56 geheiratet, mein Mann starb 1967, ich war politisch während meiner Ehe eine Null. Mein Mann hat mir nie erzählt, was er gewählt hat. Er war zum Schluß Fahrlehrer. Er war selbständig. Und vorher hat er bei Daimler-Benz gearbeitet. Ich weiß nur, daß mein Schwiegervater und mein Mann sich nicht einig waren. Mein Schwiegervater war SPD und mein Mann war so ein Erzkonservativer. Ich weiß nicht mal, wann ich zur ersten Wahl gegangen bin. Weiß ich nicht. Weiß ich überhaupt nicht. Ich weiß jedenfalls, Adenauer hab ich nicht gewählt.

Ich fand das so schlimm, als die Bundeswehr wieder eingerichtet wurde. Das konnte ich nicht fassen, weil kurz davor, ich glaube, das war kurz davor, die letzten Gefangenen aus Rußland kamen. Also das konnte ich nicht begreifen. Aber, was zu machen dagegen, daran hab ich nicht gedacht. Es kam ja auch vom Staat. Aber ich wollte von den Kindern erzählen. Ja, der Michael. Mein ältester. Der war bei Pfadfindern und war damals, er war 14... Ich fand das toll, was er machte. Ich hab ihn auch immer hingebacht, was war denn das? Der christliche Jungmänner-Verein. Und da hat er sich voll

mit reingehängt. Und da weiß ich noch, da kommt er dann vom Wochenende nach Hause, und die haben ja immer ein Thema gehabt da, so eine Arbeitstagung und dann macht der mich da an. So aus heiterem Himmel. Hör mal Mutti: Hitler hat ja damals dafür gesorgt, daß die Arbeitslosen von der Straße kamen, in erster Linie die Autobahn, das war ja eine tolle Sache und erhat also mich direkt so angemacht, daß ich nichts darauf sagen konnte. Er hat mich provoziert. Er kam aber bei mir nicht an. Ich hab dann auch versucht, mit ihm darüber zu reden und ich weiß das gar nicht mehr, wie das so gelaufen ist. Jedenfalls, daß er mir da große Vorwürfe gemacht hat, daß ich ja auch wohl mit schuld daran gewesen bin. Ja, und Michael hat mich oft angepiept, politisch so. Ich solle endlich auch mal was tun und nicht nur immer zuhause hocken und mich auch einmal darum kümmern. Und ich war überhaupt nicht fähig. Aber er hat auch nicht locker gelassen. Aber ich war passiv, total passiv. Da kam von mir überhaupt nichts. Aber es hat mich verunsichert. Irgendwie konnte es alles nicht so weiterlaufen wie bisher.

„Umschulung“

Ich hab dann 1972 eine Umschulung gemacht. Ich hatte ja nun nichts gelernt, ich mußte auch raus und ich mußte ja auch ein bißchen weiterdenken und hab über das Arbeitsamt eine Umschulung gemacht. Damals war nichts anderes frei als Phonotypistin. Die ganze Sache dauerte ein dreiviertel Jahr und da hatten wir einen ganz jungen Lehrer, der uns Frauen aufgeklärt hat. Das war Sozialwirtschaftskunde, diese Fachrichtung. Und er war ein Juso damals. Das hat mich schon mal neugierig gemacht. Für mich war das einleuchtend, was er so brachte, was er uns vermittelte, daß wir uns stark machen sollten. Da ist allerlei angekommen bei mir, und wurde damals nicht Willy Brandt schon gewählt? Für mich war das toll, was der Willy Brandt gemacht hat, seine Ostpolitik, das in

Warschau, an dem Denkmal. Ich bin oft drüben in der DDR, eigentlich jedes Jahr mindestens einmal. Da kenne ich die Situation der Leute drüben ein bißchen. Ja, und dann kamen diese Sachen mit Holocaust und dieses Mädchenorchester, da habe ich mich dann stark mit dieser Zeit beschäftigt. Und als ich dann von dem Theaterstück hörte, da dachte ich: da gehst Du jetzt und mich da hingesetzt hab, das war für mich eine ganze Menge.

Für meine Familie, meine Mutter und meine Geschwister, ist das schon rebellisch, ist das unnormal. Da wollen sie nicht mit. Aber ich kann mich daran immer wieder aufrichten, daß ich das überhaupt geschafft habe. Das ist für mich wie eine Neugeburt. Ich lebe ja jetzt erst richtig. Das ist für mich etwas so Einmaliges. Und ich möchte das auch gerne ändern vermitteln. Ich möchte das auch anderen wünschen, daß sie auch diese Erfahrung machen. Ich hab ja jahrelang das Abendblatt gelesen und war im Deutschen Bücherbund und hab mich so berieseln lassen vom Fernsehen, ich pick mir eigentlich nur so Sendungen heraus, so Live-Diskussionen und solche Sachen, um mir auch selbst ein Bild zu machen. Das Vertrauen zum Staat, das bröckelt immer weiter ab. Ich kriege immer mehr Angst jetzt, weil ich das jetzt auch kritisch betrachte, nicht mehr einfach so hinnehme. Ich bilde mir jetzt auch da meine eigene Meinung.

Ja ich war ziemlich eingeengt immer noch. Und ich merke, daß mir das immer weniger ausmacht. Also jetzt im Herbst geh ich bestimmt mit demonstrieren. Ich gehe mit. Die ganzen Jahre über, war es nicht möglich, konnte ich nicht. Da waren doch noch so viele Hürden für mich zu überwinden: Du mußt dich ja vorsehen, daß du nicht gesehen wirst oder so. Z.B. hier von meiner lieben Nachbarin - alles CDU, was hier so lebt - ich bin hier als Grüne verschrien. Sie hat einmal gesehen, daß ich die Hamburger Rundschau abonniert habe.

Oskar Negt

Für eine neue Marx-Lektüre

Über revolutionäre Theorie und revolutionäres Subjekt

Wir veröffentlichen im folgenden Auszüge aus einem Referat, das Oskar Negt für ein Volkshochschulforum in Köln am 4.2.1983 ausgearbeitet hat. Es scheint uns geeignet, die Diskussion um den Marxismus zu beleben und einem Zeitgeist zu opponieren, der Marx ein erneutes Mal als „toten Hund“ zu behandeln beliebt.

Wir befinden uns heute in einer Situation, in der wir Marx neu lesen müssen. Diese Forderung tritt in gesellschaftlichen Krisensituationen immer wieder auf und ist insoweit nicht neu. Wenn ich davon spreche, daß wir Marx neu lesen und studieren müssen, dann auch in dem Sinne, daß wir uns von den Fremdidentifikationen mit vorgemachten und nachempfundenen Revolutionen in anderen Ländern und den damit verknüpften Denkweisen befreien müssen. Diese Fremdidentifikationen hat es in den vergangenen fünfzehn Jahren in ganz verschiedenen Zusammenhängen häufig gegeben, und sie haben dazu geführt, daß die lebendige Anwendung der Marxschen Kategorien und Ereignisse auf die konkreten Verhältnisse der jeweiligen Länder blockiert wurde.

Angesichts dieser geschichtlichen Veränderungen der Marxschen Theorie und des Zwiespalts, in dem sie steht, scheint es mir unmöglich zu sein, eine Erneuerung des Marxschen Denkens vorzuschlagen, ohne sie als substantiell geschichtliche Theorie anzuerkennen und die Mechanismen ihrer Verwicklungen in der Geschichte sichtbar zu machen. Ein wesentlicher Gesichtspunkt dieser Erneuerung besteht in der Erkenntnis, daß die *Ausgrenzung* von Theorien und Realitäten, die Resultat der Monopolstellung der Marx-Orthodoxie ist, nicht mit einem Schlage und nicht ohne Bewußtsein der Gründe für diese Ausgrenzungen rückgängig gemacht werden kann. Heute besteht bei vielen, die unsicher geworden sind, aber gerne alles beim alten lassen möchten, die Neigung, diese Ausgrenzungsgeschichte dadurch zu überspielen, daß man dem Marxschen Werk „Und-

Verbindungen“ hinzufügt. Was moderne Wissenschaften zutage gefördert haben, ob es nun die Psychoanalyse, die Industriosozologie oder die Sprachtheorie ist, wird mit einem „Und“ an den Kategorien- und Erkenntniszusammenhang des Marxismus angehängt: Marxismus *und* Naturwissenschaft, Marxismus *und* Psychologie, Marxismus *und* Ökologie usw. Fast jede neue Bewegung, die in der Gegenwart auftritt und die mit einer theoretischen Selbstreflexion verknüpft ist, produziert ein solches neues *Und*.

Historische Schranken

Das sind verschiedenartige Versuche, die wissenschaftliche Entwicklungsgeschichte des Marxismus, die durch Ausgrenzung bestimmter Erfahrungsgehalte bestimmt ist, deren sich dann bürgerliche Wissenschaften annahmen, *nachträglich* im Wege der äußerlichen Erweiterung wiederum zu vervollständigen. Dabei wird unterstellt, daß die Wirkungsgeschichte des Marxschen Denkens nach normalen Gesetzen einer Theoriegeschichte abgelaufen ist, nur eben neue Theorien und Realitäten entstanden sind. Darin zeigt sich jedoch eine Bewußtlosigkeit im Umgang mit der materialistischen Geschichtsauffassung, bei dem die Konstitution der gesellschaftlichen Realität im Zusammenhang des Widerspruchs zu den Marxschen Ideen unbegriffen bleibt.

Grundvoraussetzung für die Wiederherstellung einer lebendigen Umgangsweise mit dem Marxschen Denken und damit der Möglichkeit, die Geschichte des Marxismus unter Gesichtspunkten ihrer Ausgrenzungen zu untersuchen, ist die Anerkennung der *historischen Schranke* der Marxschen Theorie selber. In dieser Anerkennung liegt kein Einwand gegen ihren Wahrheitsgehalt, sondern im Gegenteil: Wahrheit konstituiert sich allererst durch Geschichte, hat, wie Walter Benjamin es formulierte, einen *Zeitkern*. Wer meint, daß die Genesis von Erkenntnissen ein Makel an deren Geltung ist, fällt auf den ideologi-

schen Schein der bürgerlichen Ursprungsphilosophie zurück. Nietzsche hat diesen Gesichtspunkt klar formuliert. Er spricht in der „Götzendämmerung“ von den Idiosynkrasien der Philosophen, vom Ägyptizismus ihres Denkens, dem alles, was entstanden ist und was Werden bezeichnet, ein Einwand gegen die Wahrheit sei. Eine substantiell geschichtliche Theorie wie der Marxismus kann von ihrer ganzen Struktur her aus geschichtlichen Konstellationen nicht herausgenommen und zu fertigen Wahrheiten verdinglicht werden. Was Marx dem Denkriesen Aristoteles, wie er sagt, zuschreibt, nämlich eine *historische Schranke*, ohne den Wahrheitsgehalt seiner Theorie im mindesten zu schmälern, muß auch auf ihn selber anwendbar sein.

Eine solche Anerkennung der historischen Schranken des Marxschen Denkens ermöglicht uns selber, mit diesem epochalen Werk geschichtlich umzugehen. Eine der Folgen dieser Anerkennung wäre, daß wir aus der abstrakten Alternative, entweder alles, was Marx geschrieben und gedacht hat, als wahr hinzunehmen oder als falsch zu verwerfen, herauskommen können. Der Zwangscharakter, der in dieser Alternativlogik liegt, hat sehr viel zur Erzeugung und Verbreitung von antimarxistischem Denken beigetragen, das wenigstens zu einem gewichtigen Teil eine *Wahrhaftigkeitsreaktion* auf die scholastischen Konstruktionen ist. Diese abstrakte Alternative hat auch dazu geführt, daß es seit Marx' Tod verschiedene Wellenbewegungen gab, in denen Phasen ausgetrockneter Orthodoxie mit solchen des emotionalen Antimarxismus einander abwechselten.

Subjekt, Objekt

Die sogenannten Neuen Philosophen zum Beispiel, die Mitte der 70er Jahre in Frankreich einen renegatenhaften Antimarxismus predigten und Stalin zum konsequentesten Marxisten deklarierten, der die Marxsche Herrschaftstechnologie am besten verstanden habe, sind *vorher* fast alle

Gedenkfeier
zum 100. Todestag
von Karl Marx
Trier 1983



orthodoxe Marxisten-Leninisten gewesen. Indem sie die komplexen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf propagandistische Vereinfachungen zuspitzten, so daß es ihnen zufolge nur zwei Gruppen von Menschen gibt: die einen, die bereits im Gefängnis sind, und die anderen, die noch draußen sind, haben sie totalitäre Ansprüche, die sie der Theorieherrschaft des Marxismus und seiner Vor- und Nachgeschichte unterstellen, nur umgekehrt: alles bei Marx ist falsch. Das Weltverständnis der Dissidenten.

Wenn wir uns geschichtlich zu Marx verhalten, geht es aber nicht darum, nach dem Schema absolutistischer Wahrheitsansprüche zu urteilen. In dieser Globalkonfrontation, ob alles im Marxschen Denken wahr oder falsch sei, stellt sich die entscheidende Frage überhaupt nicht, ob es nicht eher darum geht, im einzelnen zu bestimmen, wo erfüllte und wo unerfüllte Programme im Marxschen Denken vorliegen. *Erfüllt ist mit Sicherheit das Programm der Kapital-Analyse. Unerfüllt ist das Programm der Subjekt-Konstitution.* Alles, was Marx gesagt hat, ist richtig. Aber er hat nicht alles gesagt, was für das Begreifen der modernen Welt notwendig ist. Das „Kapital“ muß nicht noch einmal geschrieben, allerdings auch nicht bis zur Besinnungslosigkeit in den alten Kategorienzusammenhängen wiederholt werden. Wenn wir erfüllte von unerfüllten Programmen unterscheiden, dann erkennen wir gleichzeitig an, daß Marx hauptsächlich dort eine wissenschaftliche Entfaltung eines Gegenstandes vornimmt, wo eine entfaltete Wissenschaft bereits existiert. Wie sollte er über die Konstitutionsprinzipien des Subjekts wissenschaftlich reden, wenn es eine Psychologie im Sinne der Erforschung der innerpsychischen Instanzen und der Triebchicksale zu seiner Zeit nicht gegeben hat!

Gerade wenn man davon ausgeht, daß Marx in aller Bescheidenheit seine Theorie in der doppelten Funktion gesehen hat: der

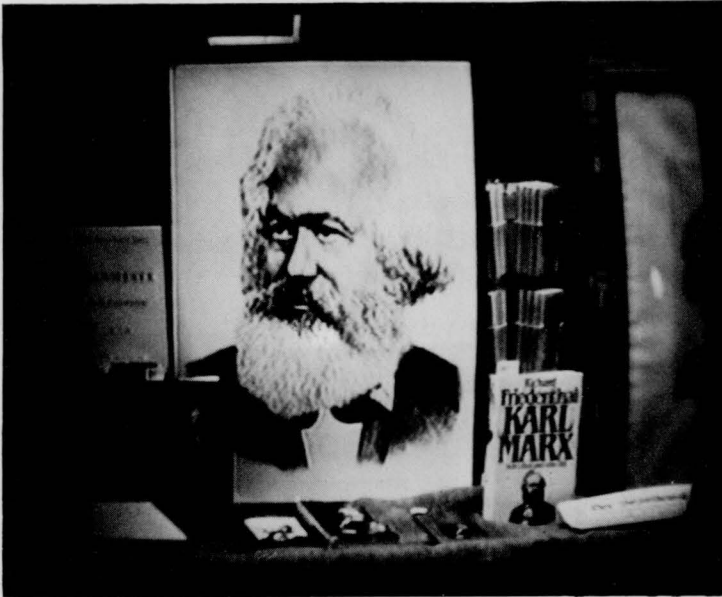
Anleitung zur Forschung und der Anleitung zum Handeln, ist Vorsicht geboten in der Festlegung, *worin* authentisches materialistisches Denken besteht. Was Forschung anbetrifft, so ist für uns wahrscheinlich sehr viel mehr aus der Art und Weise zu lernen, wie Marx selber mit Theorien und gesellschaftlichen Verhältnissen umgegangen ist, als durch die Wiederholung seiner Darstellungslogik, die sehr stark der Tradition der großen bürgerlichen Philosophie verpflichtet ist: der Kantischen Kritik der Reinen Vernunft und Hegels Wissenschaft der Logik. Dialektik ist ja, wie Marx selber hervorhebt, die Form des Denkens, die sich im Material bewegt, und zwar so, daß über das Material nicht äußerlich verfügt wird, sondern in der Anstrengung des Begriffs sich dieses Material in seiner Eigenbewegung zusammenfügt. Hegel hatte davon gesprochen, daß Dialektik das reine Zuschauen wäre. Aber dieses Zuschauen sei nur möglich durch äußerste Anstrengung, durch die *Arbeit des Begriffs*. Wenn ich von einer Priorität der *Forschungslogik* im Verhältnis zur *Darstellungslogik* spreche, dann im Sinne des genuin Marxschen Gedankens, fertige Resultate in deren Produktionsprozesse rückzuübersetzen; so verfährt er ja in seiner gesamten Kritik der Politischen Ökonomie. Nicht die Produkte werden in Beziehung zueinander gesetzt, sondern die zugrundeliegenden Produktionsprozesse.

Beschränkt man sich auf die durch die Darstellungslogik strukturierten *Resultate* und spürt deren logischen Konstruktionsprinzipien nach, ohne den wissenschaftlichen Gesamtprozeß zu reflektieren, in dem vielfache, genauso wesentliche, aber

in der theoretischen Produktion offenere Untersuchungen (wie z.B. der Achtzehnte Brumaire, Debatten über den Holzdiebstahl) zu finden sind, so ist das Resultat nicht selten *theoretische Verzweigung*. Die über Jahre hinweg geführten „Kapital“-Schulungen mit den Anfangskapiteln des ersten Bandes haben in Sackgassen geführt und Generationen von gutwilligen und theoretisch interessierten Marxisten für die politische Arbeit im Zusammenhang des Marxschen Denkens verdorben.

Proletariat als „Substanz“ und proletarische Eigenschaften

Die Frage nach dem historischen *Subjekt* ist in der Geschichte des Marxismus derart substantialisiert worden, daß sie die Erforschung der proletarischen *Subjekte*, wie die einzelnen proletarischen Eigenschaften sich zusammensetzen, völlig erdrückt hat. Der Substantialisierung des Proletariats zu einer geschichtsphilosophischen Größe entspricht die Blickverengung gegenüber den alltäglichen, gewissermaßen weltlichen Eigenschaften des einzelnen Proletariers und der Kollektivform, in denen die unterdrückten Menschen ihren Kampf für ihre Befreiung führen. Die Auffassung, eine Klasse, Gruppe oder Schicht könne aufgrund ihrer Seinslage oder ihres höheren gesellschaftlichen Bewußtseins *Subjekt* der Geschichte sein, ist ohnehin immer fragwürdig gewesen. Freilich ist die Alternative zur Substantialisierung des Proletariats nicht die Auflösung der Klassen in bloße individuelle Gesamtheiten von Existenzbedingungen und subjektiven Einstellungen. Die bürgerliche Soziologie hat das vom



Marxismus freigesetzte Feld der empirischen Analyse von Einstellungen der Arbeiter, ihrer Bewußtseinsverfassung, ihrer Vorurteile usw. intensiv besetzt und dieses Forschungsfeld auch methodisch ausgefüllt, aber die Zerfaserung der Klassengeschichte in die empirische Mannigfaltigkeit von individuellen Einstellungen, also die immer wieder proklamierte Verabschiedung und Auflösung des Proletariats, wird weder der historischen Kampfgeschichte noch der gegenwärtigen Situation der Arbeiterklasse gerecht.

Um einen neuen Zugang zur Untersuchung des Proletariats finden zu können, bedarf es zunächst der Wiederaneignung einer Sichtweise, die Marx selber praktiziert. Indem er zu Beginn des „Kapital“ von der Gesellschaft als einer riesigen Warensammlung ausgeht, betont er sogleich, daß die einzelne Ware die *Zellenform* dieses Ganzen sei und die Wissenschaft darin bestehe, die innere Dynamik dieser Zellenform zu entschlüsseln. Marx begnügt sich in seiner Analyse nie mit der Bestimmung synthetischer Ganzheiten, in denen er vielmehr politisch und ökonomisch immer nur Scheinbewegungen festzustellen vermag. Sein Blick richtet sich auf das Mikrologische, auf das *verdichtete Besondere*, dessen innere Widersprüchlichkeit die wirkliche Bewegung des Ganzen ausmacht. Diese analytische Zugangsweise gilt genauso für die Warenanalyse wie für die politische Bestimmung des Gesamtzustands einer Gesellschaft, wie er sie z.B. im „Achtzehnten Brumaire“ unternimmt, indem er die verengten Existenzbedingungen, die Bedürfnisse und Eigenschaften des Parzellenbauers als das enthüllte Geheimnis des Patriotismus und der Kaiser-Maskerade darstellt.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß Marx die analytischen Mittel der Kritik von Verdinglichung des Bewußtseins und

Verhaltens vorlegt und die Grundverkehren einer Gesellschaft, in der Warenproduktion vorherrscht, benennt. Der Fetisch-Charakter der Ware, der Grundlage aller Verdinglichungsmechanismen ist, der Personalisierung sachlicher Verhältnisse ebenso wie der Verdrehung von Prozeß und Resultat, wodurch die gesamte Objektwelt eine gespenstische Gegenständlichkeit annimmt, wird von Marx auf alle wesentlichen Gegenstände der Gesellschaft angewendet, wenn auch häufig nur in Hinweisen und Untersuchungsprogrammen, *aber er vermeidet es, diese Grundanalyse gesellschaftlicher Verkehren auf das Proletariat selber anzuwenden*. Das ist umso erstaunlicher, als die von ihm entwickelten Erkenntnismittel, die gerade auf die Benennung der vielfältigen Blockaden von Veränderung gerichtet sind, nahelegen, auch den *Subjekten* dieser Veränderung eingehende Untersuchungen zu widmen. Marx tut so, als hätte das Proletariat aufgrund der kollektiven Notsituation eine alle Verdinglichung im praktischen Kampf überwindende Fähigkeit, sich organisatorisch zusammenschließen und den Prozeß der revolutionären Umwälzung erfolgreich zu bewerkstelligen. Beharrt er bei allen anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen auf der mikrologischen Analyse, so geht er hier, was das Proletariat anbetrifft, im wesentlichen mit einer *synthetischen Größe* um.

Selbstverständlich kann von Marxisten der Einwand gemacht werden, daß Marx selber das Proletariat keineswegs glosifiziert und substantialisiert hat. An verschiedenen Stellen seines Werkes hat er die Notwendigkeit der Selbsterziehung der Arbeiterklasse zur revolutionären Emanzipation hervorgehoben. Am bekanntesten ist wohl seine Abrechnung mit der Willkür-Schapper-Fraktion in der Sitzung der

Zentralbehörde des Bundes der Kommunisten am 15. September 1850. „An die Stelle der kritischen Anschauung setzt die Minorität eine dogmatische, an die Stelle der materialistischen eine idealistische. Statt der wirklichen Verhältnisse wird ihr der bloße Wille zum Triebade der Revolution. Während wir den Arbeitern sagen: Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur, um die Verhältnisse zu ändern, sondern um euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu befähigen, sagt ihr im Gegenteil: Wir müssen gleich zur Herrschaft kommen oder wir können uns schlafen legen.“ Auch ist ihm nicht unbekannt gewesen, daß unter gesellschaftlichen Bedingungen, die - wie in England - dem Proletariat eine Teilhabe an der Ausbeutung der ganzen Welt erlaubten, Arbeiteraristokratien *in* und *neben* der Arbeiterklasse entstehen können. Was er jedoch nicht unternimmt, ist die Zellenanalyse der Eigenschaften, Neigungen, Erwartungen des einzelnen Proletariats, soweit diese Momente gesellschaftliche Eigenschaften sind und nicht bloß individual-psychologische. Was immer an Verdinglichung der bürgerlichen Gesellschaft in das Proletariat hineinwirkt, scheint ihm nicht konstitutiv zu sein, sondern als leicht überwindbar im kollektiven Emanzipationsprozeß. Es ist also die Tatsache der Nicht-Analyse des Proletariats auf einem der Warenanalyse vergleichbaren wissenschaftlichen Niveau, was den *Schein* des Proletariats als einer nach festgelegten historischen Regeln sich durchsetzenden Substanz ausmacht.

Fehleinschätzungen

Diese Fehleinschätzungen zeigen sich auch in der Prognose, die der späte Engels über den möglichen Eintritt der revolutionären Umwälzung macht. Noch kurz



vor seinem Tode hatte er erklärt, die Revolution werde wahrscheinlich am Ausgang des Jahrhunderts kommen. Es wäre gut, wenn das Proletariat noch diese Zeit hätte, sich für die Übernahme der Macht zu qualifizieren. Käme die Revolution früher, würde die bürgerliche Intelligenz, würden Lehrer, Ärzte, Ingenieure, auf deren Hilfe das Proletariat für den Neubau der Gesellschaft angewiesen wäre, bedenkenlos verraten. Diese Schichten müßten zunehmend in den Prozeß der Proletarisierung der gesellschaftlichen Kräfte hineingezogen werden, damit sie aus dem Verlust der bürgerlichen Existenzbedingungen lernten, sich mit den Perspektiven einer neuen Gesellschaft vertraut zu machen.

Wie kommt Engels zu solchen Fehlprognosen? Er, der eine phantastische Prognosefähigkeit für Konstellationen von Armeen und Schlachten hatte, so daß er das Verdun-Debakel der französischen Armee voraussehen vermochte, läßt sich von idealistischem Überschwang verführen. In beiden Fällen, der gelungenen wie der mißlungenen Prognose, handelt es sich freilich nicht um Prophetenfähigkeiten im herkömmlichen Sinne. Wenn Engels eine Entscheidungsschlacht voraussagt, in der Armeen zusammentreffen, obwohl deren Plan noch ganz andere Marschrichtungen bezeichnet, dann aus der unbeirrbar analysierten zwingender materieller Verhältnisse. Das Vertiefen in die Details, das Versenken des Blicks in die Widersprüchlichkeit der militärischen Zellenorganisationen, in klarer Abgrenzung zu den bloß ausgedachten strategischen Absichten, das ermöglicht eine Behutsamkeit im Umgang mit dem vorliegenden Material, das durch eine hohe Konzentration begrifflicher Arbeit in seiner eigenen Dynamik freigesetzt und nicht *von außen* voreingenommenen Ideen subsumiert wird. Ist aber das

Proletariat kein Gegenstand solcher Zellenanalysen, dann besteht auch keine Möglichkeit, Prognosen aufgrund der Eigenbewegung der proletarischen Zusammenhänge zu machen.

Eine größere Aufmerksamkeit für die Zelleigenschaften des Proletariats und damit für jene Anteile des einzelnen Proletariers, die mit dem bestehenden Herrschaftssystem verknüpft sind, gibt es für das marxistische Denken erst in der Zeit des Nationalsozialismus, als man anerkennen gezwungen war, daß die quantitative Macht der Arbeiterorganisationen und die Kampfbereitschaft der Arbeiterklasse nicht ausgereicht hatte, ihre völlige Zerschlagung zu verhindern. Auch das Scheitern der November-Revolution und anderer europäischer Revolutionsansätze hatte noch nicht dazu geführt, eine *empirische Analyse des Proletariats* an die Stelle einer Substanzanalyse zu setzen.

Mikrologien

Was folgt für uns heute aus dieser theoriegeschichtlichen und auf historische Erfahrungen zurückgehenden Schwierigkeit, an der Klassenanalyse festzuhalten und gleichzeitig die *Wirklichkeit* proletarischer Lebenszusammenhänge zu treffen? Nicht der einzelne Proletarier bildet jene Zellenform, auf die man zurückgehen könnte, um die den politischen Bewegungen zugrundeliegenden Kräfte sichtbar zu machen. Das Individuum ist kein synthetisches Ganzes, dessen organisierendes Zentrum eine stabile Identität wäre. Und schon gar nicht ist die Arbeiterklasse ein überdimensionales Individuum, das nach einheitlichen Normen handelnd in die Geschichte eingreift. Indem wir die Zellenformen in den einzelnen proletarischen Eigenschaften des Arbeiters aufdecken, werden gleichzeitig die bürgerlichen Eigenschaften, mit denen derselbe

Mensch an die bestehende Gesellschaft geknüpft ist, sichtbar. Als methodische Richtlinie müssen wir davon ausgehen, daß in jeder einzelnen Eigenschaft der Arbeiter *Ambivalenzen*, *Doppelwertigkeiten*,

enthalten sind. Die Tatsache, daß er zur Klasse gehört und sich in ihr politisch organisiert, prägt nicht den ganzen Proletarier, sondern bindet nur bestimmte Eigenschaften. Sein Bedürfnis, sich von Unterdrückung und Ausbeutung zu befreien oder gegenwärtige Not zu bekämpfen, mag ihn dazu führen, sich gewerkschaftlich zu organisieren oder sich einer Arbeiterpartei anzuschließen. In der Loyalitätsbindung zu diesen Organisationen geht aber nicht der ganze Lebenszusammenhang auf, sondern mit anderen Teilen seiner Eigenschaften kann er sehr wohl so weit in die bestehende Herrschaftsordnung eingebunden sein, daß erst die Politisierung dieser Eigenschaften eine Gesamtwirtschaft seiner Eigenschaften herstellt, die ihm eine gewisse Unabhängigkeit von den fortwirkenden Einflüssen des bestehenden Herrschaftssystems sichert. Einer der Grundirrtümer der marxistischen Proletariats-Analysen besteht in der Annahme, daß Arbeiter, die sich in Gewerkschaften und proletarischen Parteien organisieren, *sich ausschließlich aus proletarischen Eigenschaften zusammensetzen*. Als proletarische Eigenschaften und Kräfte bezeichne ich die, die sich auf Emanzipation richten, die darauf aus sind, den bestehenden Herrschaftszusammenhang durch gegenständliche Tätigkeit zu durchbrechen.

Geht man von einer solchen Einschätzung aus, so ist es keineswegs mehr selbstverständlich, proletarische Eigenschaften nur in der herkömmlichen Arbeiterklasse zu sehen und nur dort anzuerkennen, wo eine Notsituation materieller Lebensbedingungen besteht. Wenn sich Menschen

zusammen, um bedrohliche Entwicklungen zu bekämpfen, welche die Lebensgrundlagen menschlicher Existenz gefährden, drücken sie im Prozeß der Selbstorganisation ihres Kampfes solche proletarischen Eigenschaften aus. Auch hierbei handelt es sich nur um Teile. Insoweit kann man davon sprechen, daß in Bürgerinitiativen, in der Emanzipationsbewegung der Frauen, in der Antikernkraftbewegung, in der Studentenrebellion, obwohl alle diese Initiativen und Bewegungen mit der herkömmlichen Vorstellung von Industriearbeiterschaft nicht unmittelbar verbunden werden können, *proletarische Eigenschaften* und *proletarische Motive* im Spiel sind. Der Kampf vollzieht sich nicht in der Perspektive der Überwindung der Gesamtgesellschaft in ihrem bestehenden Herrschaftsgefüge und in der Neuorganisation einer anderen Gesellschaft. Die Bewegung liegt tatsächlich im Detail, in der Zellenform; aber sie ist nicht bloß individuell, sondern drückt vergesellschaftete Fähigkeiten aus. Vieles von dem, was die Menschen in solchen Initiativen und Bewegungen zusammenführt, bleibt außerhalb des Emanzipationsinteresses und weiterhin geknüpft an die bestehende Ordnung. Aber gerade die Konzentration auf bestimmte Punkte, an denen sich Emanzipationsinteressen festmachen, bildet einen entscheidenden materiellen Hebel, eine konkrete Berührungsfläche mit gegenständlicher Realität, um eine Neuorganisation auch der übrigen Eigenschaften bewirken zu können.

Geht man von der Zellenorganisation von Eigenschaften aus, die sich zu Emanzipationsinteressen verknüpfen oder die dem bestehenden System verhaftet bleiben, so setzt das auch einen anderen *Begriff von Organisation* und *Organisation* voraus. Organisationen in herkömmlicher Art haben die Tendenz, die Menschen an bestimmten Punkten ihrer Interessen und ihrer Loyalitäten herauszufordern und zu

binden. Man schreibt sich als Mitglied in eine Partei ein und zahlt mit dem Mittel der Loyalität für das, was von ihr als Schutz erwartet wird. In der Regel sind diese Organisationen nicht daran interessiert, den ganzen Menschen zu politisieren, das heißt: nicht-emanzipative Eigenschaften aus ihrer naturwüchsigen Verflechtung mit bestehenden Abhängigkeiten zu lösen. Loyalität als hauptsächliches Zahlungsmittel hat jedoch eine geringe Reichweite der Bewußtseins- und Verhaltensänderung.

Subjekt und Emanzipation

Es ist diese herkömmliche Vorstellung von Organisation, hauptsächlich geprägt vom Modell des bürgerlichen Idealvereins, die offenbar mitverantwortlich ist für die geringe Aufmerksamkeit, die Arbeiterorganisationen der Bewußtseinsindustrie und den Medien entgegenbringen. Die Arbeiter haben in ihrem Bewußtsein und Verhalten nicht den Status von leeren Gefäßen, die ausgefüllt werden könnten, wenn sie sich ihrer wirklichen Interessen bewußt werden. Wo die „Bild“-Zeitung die verbreitetste Arbeiterzeitung ist, wird fortwährend ideologisches Material und werden Verhaltensdispositionen in die Menschen hineingebracht, die gerade die Funktion haben, daß sie sich ihrer unmittelbaren Interessen *nicht* bewußt werden. Foucault hat Herrschaft im Detail lokalisiert, in den Bewegungsräumen, die ein Mensch hat, in Orten und Zeiten, die seine Lebensverhältnisse bestimmen. Es ist also nicht das Herrschaftssystem im großen und ganzen, was die Emanzipation der Menschen behindert, sondern die Bindung einzelner Eigenschaften der Menschen, die häufig so weit geht, daß sie Entscheidungen *gegen* ihre Interessen treffen.

Die Ambivalenzen der einzelnen Eigenschaften gehen durch die Arbeiter hindurch. Es ist durchaus der gleiche Arbeiter der aktiv dafür eintritt, daß die Werft, die U-Boote für Chile produziert, erhalten bleibt, und der

gleichzeitig Protestresolutionen gegen das Terror-Regime dieses Landes unterschreibt. Den Arbeitsplatz zu erhalten, das heißt die gegenständliche Realisierungsbindungen von lebendiger Arbeit und damit den Lebensunterhalt zu sichern, und die Unterdrückung, deren Zweck die U-Boot-Produktion ist, zu bekämpfen, lebt in ein- und demselben Arbeiter und drückt nur verschiedene Seiten derselben Sache aus. Ein solches doppelwertiges Bewußtsein zeigt sich auch im Verhalten gegenüber den ökologischen Störungen der Lebensbedingungen, die mit Arbeitsplätzen verrechnet werden. Wo die verschiedenen Eigenschaften nicht ihrer Tendenz nach auf Emanzipation hin organisiert werden, kennzeichnen sie eben das Individuum als eine in sich nicht konsistente *Ansammlung* solcher Eigenschaften.

Der ganze Mensch ist nicht Ausgangspunkt, sondern Ziel der Emanzipation. Man kann durchaus in einem nicht ausschließlich metaphorischen Sinn davon sprechen, daß die Menschen so, wie sie unter Bedingungen von Ausbeutung und Unterdrückung zusammengesetzt sind, keine wirkliche synthetische Einheit bilden. Eine synthetische Einheit könnte erst dann entstehen, wenn die einzelnen Eigenschaften einen bestimmten Emanzipationsgrad erreicht haben, der eine identitätsstiftende Zusammensetzung erlaubt. Das würde voraussetzen, daß die auf Gesellschafterlichkeit und solidarischen Zusammenhang angelegten Potentiale der Menschen so entwickelt werden, daß sie sich in der gegenständlichen Realität wiedererkennen. Die Aufhebung der Selbstentfremdung geht denselben Weg wie die Selbstentfremdung, hat Marx gesagt, und die Aufhebung der Selbstentfremdung ist nur dadurch zustande zu bringen, daß die Zellenformen der Subjekt-Objekt-Beziehungen verändert werden.



(Foto: Günter Zint)

Christa Hunscha

Nahkampfarbeit

Über die Schuld der Opfer

Noch schießen sie nicht aus 25 Metern Entfernung mit Gummigeschossen in die Demonstrantenmenge, wie ihre Schweizer Kollegen es in Zürich getan haben. In Zürich blieben 1981 durch Gummigeschosse allein sieben menschliche Augen auf der Strecke.

Was sich bei uns bislang an verletzten Demonstranten auf den Straßen ansammelt, das ist alles noch das Ergebnis ehrlicher, konventioneller Nahkampfarbeit. Eine inoffizielle Statistik der Zeitung „Straßenmedizin“, des Organs der sogenannten „Autonomen Sanitäter“ weist allein in Berlin und allein für den Zeitraum vom 31.1. bis 15.8.1981 folgende Verletzungen aus: 76 Kopfplatzwunden, 26 Gehirnerschütterungen, 2 Schädelfrakturen mit Schädelhirntrauma II-III, 178 multiple Prellungen, 7 gebrochene Nasenbeine, 1 Lungenriß, 3 Augenverletzungen durch Schlagstöcke, 3 Streifenschüsse, 1 gebrochener Unterkiefer. Der Unterkiefer bricht, hab ich in Berlin gelernt, wenn der Schutzschild eines Polizisten von unten dagegen haut.

Udo, fröhlich, braungelockt, Hausbesetzer der ersten Stunde, hilft mir in einem alternativen Kreuzberger Café beim Auffinden von verletzten Demonstranten. Udo meint: der Hübner weiß selbst nicht, wie seine Leute draufhauen. Immerhin wurde er schon vom Berliner Polizeipräsidenten Klaus Hübner eingeladen, mit dessen Manen zu diskutieren.

„Sympathisanten“

Als ich Hübners Pressesprecher Jörg Müller am Telefon zuhört, denke ich, Udo könnte recht haben: „Verletzte Demonstranten?“ fragt Herr Müller, „das hören wir nicht so gern... verletzte Demonstranten, das dürfte eigentlich unmmöglich sein, wenn sie verletzt werden, dann haben sie gegen irgendwelche Gesetze verstoßen, dann sind das Störer... auch mal Sympathisanten... friedliche Demonstranten können gar nicht mit der Polizei in Konflikt

kommen...“.

Verletzte Polizeibeamte? Moment: 1982 mußten 194 Polizeibeamte „mindestens ambulant“ behandelt werden und erlitten 136 Polizeibeamte Prellungen, „sagten sich aber, da geh ich erst gar nicht zum Arzt“. Einen hat es am Kopf erwischt, er mußte ins Krankenhaus, als er geheilt war, hat die Berliner Presse ihn gefeiert.

Nach dem 12. Dezember 1980, einer „Krawallnacht“, die in Berlin-Kreuzberg unter dem Namen „Kreuzberger Festspiele“ bekannt ist, wurde der Berliner „Ermittlungsausschuß“ gegründet, von betroffenen Demonstranten, Sympathisanten, Rechtsanwälten und Bürgern.

Der Ermittlungsausschuß hockt in einem Raum, Tür an Tür mit dem „Basis Verlag“ und dem alternativen Teeladen undso weiter, im Kreuzberger „Mehringhof“, einem alten Fabrikgelände, in dem die Alternativen sich eingeknistet haben.

Und nicht nur das kleine Mädchen im dritten Hof, das mir erst die Zunge herausgestreckt hat, rennt dann stolz die Treppe vor mir hoch, weil es den Ermittlungsausschuß kennt - der Ermittlungsausschuß ist die Institution, wo der Demonstrant im Chaos einen gewissen Halt findet. Oft zieht der Demonstrant zur Demo, die Telefonnummer vom Ausschuß auf die Hand gemalt, weil der Ausschuß jedem Verhafteten sofort einen Anwalt besorgt. Und manchmal tut der „Zufall“ dem Ausschuß die Ehre an, just während einer Demonstration sein Telefon ausfallen zu lassen.

Beim Ermittlungsausschuß werden Gedächtnisprotokolle von Prügelnszenen gesammelt, die Demonstranten beobachtet haben. So mancher Verteidiger rekrutiert hier seine Belastungs- und Entlastungszeugen. Die Protokolle von Leuten, die sich untereinander nicht einmal beim Namen kennen, stimmen oft bis ins Detail überein, erzählen die Anwälte - und unter fünf Zeugen hat es z.B. keinen Zweck, einen Polizeibeamten wegen Körperverletzung anzuzeigen, sagt einer. Die Anzeige

geht nach hinten los: der Demonstrant wird wegen Widerstands angezeigt.

So gehört es auch zur Aufgabe der Anwälte, die beim Ermittlungsausschuß mitarbeiten, Verletzte zu beraten, ob sie überhaupt Anzeige erstatten sollen - so mancher mit einem Loch im Schädel verkriecht sich lieber, ist froh, wenn die Staatsmacht ihn nicht bis ins Krankenhaus verfolgt, um ihn als „Widerständler“ zu identifizieren, nach der Logik des Pressesprechers des Berliner Polizeipräsidenten: wer verletzt ist, hat gegen das Gesetz verstoßen.

„Straßenmedizin“

Vor Anzeige sicher sind verletzte Demonstranten, wenn „autonome Sanis“ sie auffinden und zu Ärzten, auch in Krankenhäuser bringen, auch die gibt es, wo die Polizei nach Demonstrationen keinen Einlaß findet.

Aber die „Sanis“ leben selbst gefährlich. Nicht nur, daß sie, als Medizinstudenten, die die meisten von ihnen sind, wenig Aussicht auf Anstellung in öffentlichen Krankenhäusern für die Zukunft haben - die „Sanis“ sind alle polizeibekannt-, nein, auf ihren Flugblättern, auf denen sie „Krankenhauskosten dämpfende“ vorsorgliche Tips für Demos verbreiten, bitten sie auch: „Beobachtet, wenn ANDERE und/oder WIR von den BBBBBBBBBB..., wer immer das sein mag, vertrimmt, oder auch nur aus Versehen mal kurz rüde verhaftet, da hilft auch der offizielle Protest des 'Marburger Bundes', des angesehenen 'Verbands der angestellten und beamteten Ärzte Deutschlands', nicht viel.

Quer durch die Bundesrepublik versuchen sie halt Erfahrungen auszutauschen, z.B. in ihrer Zeitschrift „Straßenmedizin“, - so wie es inzwischen etwa 30 Ermittlungsausschüsse in der Bundesrepublik geben soll - „soweit wir von ihnen wissen“, sagt ein Anwalt. Sie haben nicht die Kapazitäten zur Koordination wie die Ordnungsmächte. Als ich abends hinkomme, zur Sitzung des Ausschusses, da kramen die Mitglieder

freundlich, aber etwas hilflos in ihren Gedächtnissen: schwer verletzte Demonstranten? Tja - ein paar Namen fallen, aber wo die jetzt wohnen? Ruf doch mal den Karl an, sag, vom Mike. Oder die Tanja. Am nächsten Tag verfolge ich telefonisch die dünne Spur von der Tanja an quer durch Kreuzberg, von Vornamen zu Vornamen, bis ich weiß, wo Rüdiger Haese jetzt wohnt.

Rüdiger Haese, dem am 12.12.1980 bei den oben erwähnten „Kreuzberger Festspielen“ ein plötzlich ausschender Polizeiwagen ein Bein zertrümmerte, ist ein Opfer der Bewegung“, die am beschissensten dran sind, aber er ist nun auch schon eine Art Veteran. Sein Fall und der des Hilmar Degener, dem ein Polizeiknüppel 80% seiner Sehkraft zerschlug, wurde schon in MONITOR vorgeführt, sein Anwalt ist schon etwas presse-müde, die Krankenkasse zahlt schon nicht mehr, nach sechs Operationen wollten sie ihm im Krankenhaus schon den Fuß amputieren, in dem inzwischen Knochenentzündung sitzt. Rüdiger Haese, der, als er als bloßer Zuschauer einer Demo zum Krüppel wurde, erst drei Monate in Berlin wohnte, als Forstarbeiter angestellt war und keinen Kontakt zu Hausbesetzern hatte, lebt jetzt unter ihnen - sie sind die einzigen, für die er noch zählt, die ihn, im Verein mit zwei homöopathischen Ärzten, versorgen. Um die 600,- Sozialhilfe bekommt jetzt der lange junge Mensch, der auf zwei Krücken herbeihumpelt. „Es erwischt immer nur die, die nichts damit zu tun haben“, sagt ein freundlicher Medizinstudent, der übrigens aus Angst um sein Leben inzwischen nicht mehr bei den „Autonomen Sanis“ arbeitet, und das Mädchen, das neben ihm auf dem alten Sofa sitzt, sagt: „Wer sich auskennt, läuft rechtzeitig weg.“ Und die Staatsanwaltschaft, die hat nach einem Jahr gesagt: den Polizisten am Steuer, den hat damals ein Stein irritiert, und hat das Ermittlungsverfahren eingestellt.

Als Freund und Helfer ...

Nicht das gegen die 22 Jahre alte Heike Klar, die so ungeschickt war, während der „Klaus-Jürgen Rattey - Gedenkdemonstration“ am 22.9.82, direkt vor dem in Berliner Demonstrantenkreisen nicht unbekanntem Chef der Einsatzbereitschaft 12, Axel Last bewußtlos zu Boden zu fallen. Drei von vier medizinischen Gutachtern befanden, ein Schlagstock sei Ursache zumindest einer ihrer beiden Schädelverletzungen, nur der Gutachter des Staatsschutzes befand, Ursache für beide Verletzungen sei das Straßenpflaster. Der Polizeibeamte Axel Last nahm sie natürlich mit, eine bewußtlose Demonstrantin läßt man auf belebter Straße ungern einfach so liegen, als Freund und Helfer, und dann hat er Anzeige erstattet, Heike hätte ihn erst mit einem Stein beworfen, sodann mit ihrem Fliegengewicht von 40 kg gezielt getreten. Seitdem ist Heike in Untersuchungshaft. Und das, obwohl ihr Gehirn unter den beiden Schädelbrüchen ver-rutscht ist, was ein Schädelhirntrauma zur Folge hatte. Bei dieser Verletzung kann in den ersten Wochen durch plötzliche Blutungen akute Lebensgefahr eintreten, späte Komplikationen sind die Regel. Das Haftkrankenhaus ist für eine neurologische Behandlung überhaupt nicht eingerichtet, notwendige Untersuchungen fanden entweder gar nicht oder zu spät statt, erst auf Drängen der Anwälte, die sich dafür medizinisch sachkundig machen mußten.

Aber Heike ist vorbestraft, „einschlüchtig“: am Tag, als in Berlin die ersten besetzten Häuser gewaltsam geräumt wurden, und als gegen Abend Klaus-Jürgen Rattey zu Tode gefahren wurde, am 22.9.1981, hat Heike, als sie vor den Polizisten floh, einen Stein genommen und ihn in ein Schau-fenster geschmissen. Sie hat den Stein sofort eingestanden, nach drei Monaten Untersuchungshaft ist sie dafür zu einem Jahr Haft auf Bewährung verurteilt worden. Den Stein, der den Polizeibeamten Axel Last an der Schulter getroffen haben soll,

hat Heike nicht eingestanden. Dieser Stein erhält seine Existenz aus der Logik des Pressesprechers des Berliner Polizeipräsidenten: je schwerer die Verletzung, desto schwerer der Rechtsbruch. Nach 24 Verhandlungstagen wurde Heike Klar im Mai dieses Jahres zu 20 Monaten Haft verurteilt. Sowohl ihre Anwälte Christoph Klie-sing und Mathias Zieger als auch die Staats-anwaltschaft gingen in die Berufung.

Nun warten die Anwälte allerdings bis heute auf das schriftliche Urteil. Denn ohne sind die Akten nicht komplett und kann das Berufungsverfahren nicht anlaufen. Richterin Reißbach läßt sich Zeit, und Heike Klar sitzt und sitzt in Untersuchungshaft - während andererseits die Strafanzeige wegen Körperverletzung, die die Anwälte gegen unbekannte Polizisten erstattet haben, bei der Staatsanwaltschaft auf Eis liegt. Ermittlungen haben nicht stattgefunden.

Eine Rarität

Zum Schluß noch eine Rarität: in Berlin läuft derzeit ein Strafverfahren, ein einziges, im Zusammenhang mit Demonstrationen, gegen einen Polizisten. Dem Polizeihauptmeister Gerhard Teller wirft die Staatsanwaltschaft vor, während einer Demonstration am 25. Juni 1981 „ohne jeden Anlaß“ auf die Zeuginnen Rudolph und Großkreuz zugelaufen zu sein und besonders der Zeugin Großkreuz „solange mit dem Schlagstock auf den Kopf“ geschlagen zu haben, „bis der Stock zerbrach“.

Obwohl Sabine Großkreuz blutende Verletzungen und eine Gehirnerschütterung erlitt, kam es diesmal doch nicht dazu, daß die Logik des Pressesprechers des Berliner Polizeipräsidenten griff: Ihre Anwälte Hartmut Balzer und Hans-Joachim Schneider konnten 10 Zeugen des Vorfalles benennen. Zusammen mit der Tatsache, daß der Polizeihauptmeister auch noch seinen hölzernen Prügel als verloren meldete, reichte das dies eine Mal für eine Anklage auf Körperverletzung aus.

Diese aber reichte den Anwälten noch



Ein Gespräch mit Roland Jahn und Michael Rost

Die Machtstrukturen sind gefährdet

Opposition in der DDR

nicht. Sie beantragten ein wissenschaftliches Gutachten „über die Beschaffenheit und Wirkung der bei der Berliner Polizei gebrauchten Holzschlagstöcke.“

Sollten die Wissenschaftler zu dem Ergebnis kommen, daß angesichts der Beschaffenheit der Holzschlagstöcke in der Regel ein Schädel wohl eher zu Bruch gehe als ein solcher Schlagstock, so wollte Rechtsanwalt Balzer die Anklage gegen den Polizeihauptmeister Teller auf „ver suchten Totschlag“ erweitern. Denn im Januar 1981 wurde in Berlin der Maschinen schlosser Manfred W. zu zweieinhalb Jahren Haft wegen versuchten Totschlags verurteilt, weil er seinerseits einem Polizeibeamten ein Stuhlbein über den Kopf gehauen hatte. Den Einwand der Staatsanwaltschaft, ein Stuhlbein sei aus anderem Holz geschnitten als ein polizeilicher Holzprügel, waren die beiden Anwälte fest entschlossen, nicht gelten zu lassen. Ihre Entschlußkraft führte aber nur zu einem vorübergehenden Erfolg: Im Juni dieses Jahres beschloß zwar nach Erhalt des wissenschaftlichen Gutachtens das Schöffengericht, das Verfahren Teller wegen des Verdachts des Totschlagversuchs an das Landgericht zu verweisen. Das Landgericht jedoch verwies die Sache im August ans Amtsgericht zurück, da nicht erwiesen sei, daß der Polizeihauptmeister Teller die Demonstrantin so schwer habe verletzt *wollen*.

Anläßlich der Hessentage im Juni in Lauterbach (Hessen) findet eine Militärparade statt. Eingeladen sind Vertreter aller Parteien wie der US-General Williams. Gertrud Schilling, Abgeordnete der „Grünen“, wird in der Begrüßungsrede übergangen. Ihr Stuhl bleibt leer. Ihre Weise, an der Veranstaltung teilzunehmen: in Sack und Asche.

Frau Schilling wird von Zivilpersonen ob ihres unangemessenen Verhaltens angepöbelt: sie ist nicht bereit, ihren Standort aufzugeben. Die Polizei greift zu; eine Rüge der „Grünen“ steht aus; Einzelkampf ist unerwünscht.
(Fotos: Günter Zint)

Wie kommt ein Mensch dazu, das Fürchten lernen zu wollen? Hunderte stellen Ausreisearträge in der DDR. Sie warten oft jahrelang auf einen positiven Bescheid, nehmen dafür berufliche Demontage, persönliche Diffamierung und bürokratische Demütigung in Kauf. Liegt das an den Verlockungen des Westens? Und da ist nun einer, dem wird die Ausreise geradezu aufgedrängt. Er aber ist ein „notorischer Dableiber“. Er will nicht. Obwohl er monatelang in Haft saß. Obwohl er in Verhören zermürbt, schikaniert wurde, sogar in Bewußtlosigkeit versetzt wurde, damit der vor Gericht unerwünschte Bart abrasiert werden konnte. Er will nicht. Schließlich wird er gewaltsam, wie ein sperriges Stückgut, „gebührenfrei“ über die deutsch-deutsche Grenze verfrachtet, sitzt jetzt in West-Berlin und will zurück. Warum?

Elisabeth Eleonore Bauer und Jürgen Habakuk Traber sprachen in West-Berlin mit Roland Jahn, der nicht gehen wollte, aber gewaltsam abgeschoben wurde, und mit Michael Rost, der kurz vorher ausgereist war - beide Mitglieder der „Jenaer Friedensgemeinschaft“.

Das Gespräch findet in einer modernisierten Altbauwohnung hinten in der Nähe des Schlesischen Tors statt, wo nicht nur die U-Bahn, sondern auch der Westteil Berlins aufhört. Früher war das mal eine angesehene Wohngegend, heute ist es „Problemgebiet“. Michael Rost ist gerade dabei, sich in dieser Wohnung einzurichten. Obwohl er mitten in den Einzugsarbeiten war, wurde es ein langer Abend, ein langes Gespräch.

Spuren: Roland Jahn, warum wolltest du partout nicht aus Jena weg, und warum willst du auch jetzt noch partout zurück?

Jahn: Weil nach meiner Haft etwas Unwahrscheinliches in Bewegung geraten war, was mir wieder Auftrieb gegeben hat und was mir auch einen Inhalt ergeben

hat: die Friedensgemeinschaft. Ich war natürlich auch verbunden mit Jena, mit den Lebensformen dort. Ich hatte nie den Gedanken gehabt, einfach mal wegzugehen. Und die Vertreibung, die viele praktisch getroffen hat, die hat auch bei mir eingesetzt, und zwar im Gefängnis. Ich wollte dort so lange wie möglich durchhalten, habe die Aussage verweigert. Vor allem aber wollte ich wieder raus. Und da habe ich dann dieses Ding geschrieben, das formlose Ersuchen um die Entlassung aus der DDR-Staatsbürgerschaft. Tausende von Menschen schreiben das, oft alle vier Wochen. Es wird aber nie beachtet. Als die Entlassung kam, hat mir das jedenfalls Auftrieb gegeben. Vorher, in der Haft, fühlte man sich ohnmächtig, der Willkür ausgeliefert. Und dann kommst du raus und siehst, daß sie nicht allmächtig sind. Das bedeutet auch innerlich eine Verantwortung. Leute haben sich für dich eingesetzt, da kannst du doch nicht einfach rübergehen.

Ich spürte: Es geht doch was, es gibt noch Freiräume. Und gerade dadurch, daß man so bekannt war, konnte man sich auch mehr leisten als andere und hatte dadurch eine gewisse Verantwortung. „Militarismus raus aus unserem Leben“ - diese Losung hätte nie jemand anderes tragen können, ohne ins Gefängnis zu wandern. Wir haben sie getragen.

Rost: Das war eine ganz groteske Situation, wie sie uns alle rausgelassen haben, dreizehn Leute auf einmal. Das ist noch nie vorgekommen in so einem Staat.

Spuren: Gleichzeitig?

Jahn: Von einem Tag auf den anderen.

Rost: Innerhalb von einer Woche sind wir alle wieder rausgekommen. So ein Beispiel gibt's nicht noch mal.

Spuren: Wie erklärt ihr euch das?

Rost: Nur durch die Solidarität.

Spuren: Taktisches Kalkül des Staates war es nicht?

Jahn: Nein. Das Ziel war, alle in den Westen zu schicken.

Spuren: Das hätten sie ja direkt vom



Knast aus machen können.

Rost: Das ist ja der Witz. Das ging damals gerade nicht. Die hätten uns doch normalerweise alle verkauft. Innerhalb von zwei Monaten wären alle drüben gewesen. Aber zu dem Zeitpunkt war die Wahl hier in der Bundesrepublik gewesen, da liefen keine Verhandlungen, es gab also kein Geld für uns.

Jahn: Ja, und da wollten sie uns vorher den Prozeß machen, und nach dem Prozeß sollten wir gleich in den Westen gehen. Der Druck der Öffentlichkeit war aber so stark, daß sie uns keinen Tag länger drin lassen konnten.

Rost: Sie saßen in der Zwickmühle.

Jahn: Die Mühle kam erst ins Laufen. Sie hatten sich auch international unmöglich gemacht. Die „Grünen“ haben schon eine Resolution an Honecker geschrieben, die „Alternative Liste Westberlin“ und viele andere auch.

Spuren: So was verraucht doch aber mit der Zeit.

Rost: Du mußt dir das so vorstellen: Die hatten ja zur Friedensbewegung im Westen sehr starken Kontakt gehabt, die wollen doch auch die Raketen weghaben, da können sie es sich nicht leisten, einerseits vom Frieden zu reden, andererseits vierzehn Leute einzusperrn, die den Frieden wollen. Die waren in einer totalen Zwickmühle.

Der alltägliche Militarismus

Wir fragten Michael Rost und Roland Jahn nach den Erfahrungen, die sie, ihre Freunde, viele aus ihrer Generation in Opposition zu einem Staat bringen, der den Frieden für sich als „wesensmäßig“ reklamiert und der daraus auch für sich das Monopol ableitet auf die Art des Friedens. Was bringt sie dazu, selbständig oder in kirchlichem Rahmen Friedensgruppen zu bilden, in Freundeskreisen das Thema „Frieden“ zu diskutieren und dafür zu agieren, wie es die Jenaer

Gruppen getan haben. Sie verwiesen uns auf die Grunderfahrung jedes Jugendlichen, jedes Menschen in der DDR: auf den alltäglichen Militarismus. Er hat sich in den vergangenen Jahren noch erheblich verschärft.

Die zweite Generation der Theoretiker des Sozialismus hat einst die zunehmende Militarisierung des öffentlichen Lebens als einen Wesenszug reaktionärer Regimes gekennzeichnet. Wie steht es dort, wo angeblich der positive Sinn solcher Theorien „real existiert“?

Rost: In der DDR wird praktisch von Kindheit an zum Militarismus erzogen. Das fängt im Kindergarten an, das geht bis zur Lehrzeit und darüber hinaus, man kann sich das hier gar nicht vorstellen, daß man z.B. nur einen Lehrvertrag kriegt, wenn man eine GST-Ausbildung macht.

Spuren: Was ist GST?

Jahn: Gesellschaft für Sport und Technik. Von dieser Organisation geht die vormilitärische Ausbildung aus. Der grobe Begriff „Militarismus“ drückt das genauer aus, weil die Erziehung zu Gehorsam, praktisch wie beim Militär, auf allen Ebenen der Gesellschaft stattfindet. Michael und ich haben da übrigens unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Das hängt mit dem Altersunterschied zusammen; Michael ist 23, ich bin 30 Jahre alt. In meiner Altersgruppe fielen die entscheidenden Erlebnisse in die Armee-Zeit. Dort haben wir diese Sinnlosigkeit praktisch am eigenen Körper gespürt, und diese Erfahrung hat die Leute dazu gebracht, gegen Militarismus aufzutreten. Einige meiner Freunde sind strenge Pazifisten geworden. Die Zahl der Wehrdienstverweigerer hat auf einmal zugenommen, die der Totalverweigerer, aber auch die der Waffenverweigerer, die dann als sogenannte „Bausoldaten“ eine Art Einsatzdienst geleistet haben. Später kamen noch die Reservistenverweigerer, Michael Blumhagen gehörte zu ihnen. Das ist eine besonders heikle Angelegenheit, denn einmal Gediente, Vereidigte haben keine

Möglichkeit, als Reservist die Waffe zu verweigern. Michael ist dafür ins Gefängnis gekommen. Ein halbes Jahr bis ein Jahr steht darauf, bei Totalverweigerung zwei bis fünf Jahre.

Rost: Die Erfahrungen, die Roland bei der Armee gemacht hat, kannten wir schon von früher, von der GST-Ausbildung. Das hat sich immer weiter nach vorn verlagert.

Spuren: Du bist also gar nicht erst zur Armee gegangen?

Rost: Nein, ich hätte verweigert, total verweigert.

Spuren: Daß sich 16- bis 17-Jährige über die Weltlage Gedanken machen, das findet man im Westen nicht so oft. Das muß doch auch mit eurer Erziehung zusammenhängen.

Jahn: Es ist so gewesen, daß wir in der Schule teilweise vollgestopft worden sind. Wir haben dagegen erst einmal opponiert. Wir haben aber trotzdem das, was an Argumenten stand, was nicht wegzuleugnen war, aufgenommen, haben's verarbeitet, humanistische Gedanken der „Klassiker“ z.B. ... Das kam aus dem natürlichen Empfinden, die DDR-Jugend ist irgendwo sensibler.

Rost: Ich bin eigentlich in einer ganz schlimmen Szene aufgewachsen. Ich ging in Diskotheken, bin immer zum Fußball hingefahren, war aktiver Fan des FC Carl Zeiss Jena, hab mich rumgeprügelt. Auf der Berufsschule habe ich jemand kennengelernt, der bei der Jungen Gemeinde war, und der sagte, ich solle doch mal mitkommen. Ich habe ihn gefragt, ob man da einen Ausweis brauche, ich konnte mir das gar nicht anders vorstellen. Und innerhalb von ein paar Wochen kam bei mir der totale Umschwung. Ich habe mir gesagt: das kannst du nicht machen, rumschießen und im Sportunterricht Handgranaten durch die Gegend schmeißen und rummarschieren. Und deshalb habe ich dann auch die Schießausbildung in der Lehre verweigert, was mir einen strengen Verweis eintrug, d.h. man fliegt, wenn noch was passiert.

Jahn: Viele merken gar nicht, was sie tun. Erst wenn sie mit bestimmten Dingen konfrontiert werden, begreifen sie, was los ist.

Die junge Gemeinde

Nachgedacht wird oft im Verborgenen, in kleinen Gruppen von Freunden, die sich in privaten Wohnungen treffen, ihre Ansichten und Erfahrungen austauschen. Bisweilen gibt es begrenzte Öffentlichkeit, wenn in Wohnungen Bilder ausgestellt, Lesungen abgehalten werden. Da gibt es dann auch Querverbindungen zwischen den einzelnen Gruppen, die sonst ziemlich für sich existieren. Eine wichtige Rolle in dieser Szene spielt die Kirche. Daß sie in der Grauzone zwischen der öffentlichen Diskussion nach „Vorschrift“ und der privaten, am Rande des Verbots eine für die Meinungsbildung erhebliche Rolle spielt, ist schon an verschiedenen Beispielen in der Vergangenheit deutlich geworden. Auch in Jena traf man sich bei der Jungen Gemeinde, einer Einrichtung der örtlichen Kirche für die Jugendarbeit. Dort begegneten sich die Mitglieder der unterschiedlichen Freundeskreise, dort gab es eine gewisse Öffentlichkeit, die natürlich auch der Staatssicherheit zugänglich war.

Rost: Viele von uns stammen aus der Jungen Gemeinde in Jena, in der wir mit 16 oder 17 Jahren mitgemacht haben, weil die Kirche ganz allgemein einen begrenzten Freiraum gibt. Das ging noch zu der Zeit. Dann kam aber eine Verschärfung durch die Kirche. Wir wollten z. B. eine Veranstaltung zum Faschismus machen, die uns dann verboten worden ist.

Spuren: Warum?

Rost: Da hätte man ja automatisch unbequeme Fragen aufgeworfen, die Frage des Sozialismus ansprechen müssen. Das paßte ihnen nicht.

Jahn: Außerdem hat die Staatssicher-



Spielzeug in der BRD (Foto: Günter Zint)

heit direkt interveniert. Die Kirchenleute müssen dann antanzen beim Sekretär für Kirchenfragen, beim Rat der Stadt und müssen dort Rechenschaft ablegen über ihre Veranstaltungen. Es gibt allgemeine Veranstaltungen wie Gottesdienste, die sind schon für das ganze Jahr genehmigt. Und dann gibt's eben Sonderveranstaltungen, für die selbst die Kirche beim Rat der Stadt Sondergenehmigungen einholen muß.

Rost: Das kam auch durch die 76er Sache. Damals hatte Tommy Auerbach die Junge Gemeinde geleitet. Der hat dann Unterschriften gesammelt gegen die Ausbürgerung Biermanns und ist verhaftet und abgeschoben worden.

Spuren: Die Junge Gemeinde hat immer wieder eine wichtige Rolle gespielt?

Jahn: Das ist ganz natürlich, weil die Heranwachsenden mit den offiziellen Sachen nicht richtig zurechtkommen und auf der Suche nach Neuem immer wieder zur Jungen Gemeinde gefunden haben. Erst-

mal als Zwischenstation kam die Junge Gemeinde meist in Betracht. Auch für die, die Sozialisten waren oder sonst was, wie ich zum Beispiel.

Rost: Oder Anlaß für unsere Lösung aus der Jungen Gemeinde war das, was Anfang Januar 1982 passierte. Wir hatten wieder viel darüber diskutiert, was wir beitragen können zur weltweiten Abrüstung. Da kam die Idee, einen Brief an Breschnew und an Reagan zu schreiben. Ich habe mich also mit drei Leuten hingesetzt und diesen Brief geschrieben. Wir haben ihn in der Jungen Gemeinde vorgelegt. Er verschwand. Das Ding war also eingezogen, beschlagnahmt, verboten von der Kirche. Vom Staatssicherheitsdienst wurden wir dann verhört. Es ging aber noch einmal glimpflich ab. Die Kirche hat sich nachher davon distanziert; sie hat gesagt: wir haben nichts damit zu tun, das ist alles Unsinn.

Jahn: Das ist es ja, was einige hier im Westen nicht begreifen, weshalb wir auch



Spielzeug in der DDR (Foto: Harald Hauswald)

als Nichtchristen zur Kirche, zur Jungen Gemeinde und ihren Veranstaltungen gegangen sind. Die kennen die Bedingungen nicht, unter denen wir gelebt haben. Wir suchten einen Raum, der wenigstens ein bißchen Öffentlichkeit bot. Es gab auch Wohnungen, die die Türen offen hatten, in denen Ausstellungen oder Lesungen gemacht worden sind. Aber auch da hat die Staatssicherheit reingehauen.

Meine Theorie ist, daß die Behörden teilweise froh waren, daß die Junge Gemeinde existierte. Es hat sich hinterher erwiesen, daß vom Staat, von der Staatssicherheit Informanten dort waren und nachher berichtet haben, so daß denen klar war, was da läuft. Es war ihnen lieber, einen Überblick zu haben und zu wissen, wann sie zuschlagen müssen, als im Verborgenen zu arbeiten.

Staatsräson

Rost: Zum Anlaß der Bombardierung von Jena haben wir selbst einen Gottesdienst vorbereitet mit dem Grundthema der Bergpredigt. Wir haben zu militärischen Fragen Stellung bezogen. Und das ist abgelehnt worden von der Kirche mit der Begründung, man könne die Bergpredigt nicht in politische Zusammenhänge stellen.

Spuren: Ist das theologisch oder politisch begründet worden?

Rost: Politisch. Die Kirche sei kein politisches Podium. Wir hatten in der Gruppe einen Theologen, der sich da tatsächlich gut auskannte. Die ganze Sache war theologisch fundiert. Wir hatten also einen erneuten Versuch mit der Kirche gestartet.

Im Herbst ist bekannt geworden, daß international Schweigeminuten für den Frieden eingelegt werden. Da haben wir uns eben gesagt, das muß man halt mitmachen, es kam ganz spontan, es war nicht irgendwie organisiert. Wir haben uns gesagt, wir finden uns zusammen, stellen uns auf den Platz und schweigen eine Minute. An dem Tag sind dann ziemlich viele Leute zusammengelassen. Der nächste Termin wäre dann der 24. Dezember gewesen. Dann haben wir gesagt, naja, das hat ja ganz gut geklappt, es kamen viele Leute, die sich mit uns unterhalten haben; alte Leute vor allem sagten: Mensch, das ist aber gut, daß ihr das macht. Und darum hatten wir halt am 24. Dezember noch einmal eine Schweigeminute geplant. Und das ist ja dann ins Wasser gefallen.

Wir sind drei Tage vorher abgeholt worden. Es ist dann verboten worden, weil's nicht angemeldet war. Als dann diese ganzen Verhöre kamen, sagten wir uns: Jetzt erst recht, die können mir doch gar nichts, ich kann mich doch auf den Platz stellen und schweigen. Man kann's aber

nicht. Und dann waren wir, ich zum Beispiel, den ganzen Tag zu Weihnachten im Knast in Verwahrung, damit wir nicht auf den Platz zur Schweigeminute gehen. Da stellen sie ein Aufgebot von 1000 Mann und sperren ganz Jena ab, damit da ja keiner reinkommt.

Spuren: Aber sie müssen doch damit rechnen, daß das, was ihr tut, einen breiten Boden hat in der Gesellschaft.

Jahn: Es ist so gewesen, daß autonome Friedensarbeit bisher nur im Rahmen der evangelischen Kirche stattgefunden hat. Und in Jena ist es im Prinzip zum ersten Mal unabhängig vom Staat und der Kirche öffentlich geschehen. Der Freundeskreis z.B. von Michael und mir hatte eine ganz andere Richtung. Da waren Leute, die sich mit künstlerischen Sachen befaßten, natürlich auch zu dem Thema „Frieden“. Dann kam noch die ganze Sache mit dem Tod von Matthias Domasch, Matz nannten wir ihn. Er wurde von der Stasi aus dem Zug geholt und starb in der Haft. Matz war einer, der sehr, sehr viele Leute kannte, nicht nur in Jena.

Diese Betroffenheit hat uns alle verbunden, damit haben wir uns auseinandergesetzt, diese Bedrohung gespürt, nicht nur als Bedrohung durch Gewalt der Rüstung, sondern auch der Staatsgewalt.

Wir haben uns nicht als Friedensbewegung bezeichnet, aber es *war* eine Frie-

denzbewegung. Friede im Land selbst, Friede vor der Staatsgewalt.

Rost: Die haben von der Existenz unserer Gruppe noch nichts gewußt, bis zum Knast, und nach dem Knast auch nichts Genaues, die haben nie gewußt, daß so 'ne Gruppe bereits ein Jahr existiert hatte, deshalb sind wir auch nicht mit anderen Leuten in Kontakt gekommen, weil wir erst nicht wollten, daß das bekannt wird. Man kann das vielleicht eine Untergrundbewegung nennen. Da kann man nicht groß erzählen, da muß man immer so abtasten.

Jahn: Dann war's auch so, daß die Schweigeminute am 24. für einige nicht nur den Frieden allgemein bedeutete, manche haben auch an die Inhaftierten gedacht, und bei manchen ist es so gedeutet worden: Das war die Schweigeminute für die Inhaftierten. Viele sitzen ja auch wegen Wehrdienstverweigerung.

Spuren: Die Schärfe der Reaktion war also dann darauf zurückzuführen, daß die Stasi organisiertes Handeln vermutete?

Rost: Das hängt mit deren Parteilinie zusammen. Sie haben selbst doch nie Einzelaktionen gemacht, das konnten sie sich als Partei gar nicht leisten. Die können sich nicht vorstellen, daß Roland z.B. jetzt eine Einzelaktion macht, daß er sich zum 1. Mai maskiert hinstellt. Hinter jedem Auftreten vermuten sie die organisierte Konterrevolution. Einige denken wirklich so, wenn sie uns sagen, wir wären eine Gruppe, die vom Westen benutzt wird.

Spuren: Wirklich? Ich dachte immer, das sei so eine Art ideologischer Überbau, an den sie selbst nicht glauben, den sie aber aus politischen Gründen aufrechterhalten.

Jahn: Das ist es auch vorwiegend, es spielt beides mit rein.

Rost: Es sind manche Leute da, die glauben das regelrecht.

Spuren: Wer ist das? Die in der Hierarchie „ganz oben“ oder die „Mittleren“?

Jahn: Die „Mittleren“ und die Dummen. Es gibt viele Dumme dort. Das geht ja

so weit, daß sie die Staatsfeinde züchten, um die Rechtfertigung für ihren Apparat zu haben. Denn der Apparat garantiert ihnen ein gutes Leben. Dieselben Aspekte spielen im Militär mit herein. Der General, dem geht's so gut und seiner Familie, der wird nicht bestrebt sein, seinen Posten loszuwerden, um vielleicht in der Produktion arbeiten zu gehen, er wird das Schwert vorneweg tragen und nicht die Pflugschar ziehen.

Privilegien

Spuren: Hängt das mit der Struktur der Privilegien zusammen?

Jahn: Ja. Das ist ein wichtiger Punkt. Es ist mit dem Militär und dem Sicherheitsapparat so viel personell verflochten, daß keiner der Machthaber ein Interesse hat, diesen Apparat abzubauen. Diejenigen, die in den Apparat integriert sind, wollen da nicht raus. Es wird zwar immer gesagt, daß der Sozialismus nicht am Militär verdient, aber leider ist die DDR nicht sozialistisch.

Spuren: Habt ihr mit der Friedensfrage „den Nerv getroffen“?

Jahn: Die Ereignisse im Dezember haben den letzten Rest gegeben. Bei den ersten Verhaftungen des letzten Jahres - das waren Michael Blumhagen, Manfred Hildebrand und ich - ging es um den Tod von Matz. Weil wir ziemlich Aufmerksamkeit erregt hatten, den ganzen Fall erst mal wieder in die Öffentlichkeit gebracht hatten, auch die Westmedien darüber berichteten, konnten sie das nicht verkuschen. Und da mußten wir weg vom Fenster.

Spuren: Hält der Staat die Diskussion über den Frieden außerhalb seiner Kontrolle für so gefährlich?

Jahn: Ja. Es ist gefährlich für sie, weil's ihre Macht in Frage stellt. Die Machtstrukturen sind gefährdet. Sie haben sich ja selbst unglaubwürdig gemacht, sie hätten uns doch laufen lassen können. Aber indem sie's niedergeschlagen haben, haben sie sich unglaubwürdig gemacht. Wir haben die Friedenslosungen des Staates aufgegriffen. Aber das führt zu einer Verweigerungs-

haltung. Irgendwer verweigert den Armeedienst, und immer mehr verweigern die Schießausbildung, immer mehr mucken auf. Diese Friedensbewegung entwickelt sich zu einer gesamtgesellschaftlichen Alternativbewegung, aus der Erkenntnis, daß es nicht nur die Rüstung ist, die uns bedroht, sondern auch die Verletzung der Menschenrechte, ökologische Probleme usw.

Rost: Sie versuchen ja immer, alles im Keim zu ersticken. Nur diesmal gab es das Problem, daß der Keim des Widerstands ja schon angewachsen war. Sie hatten sich gedacht, jetzt schlagen wir die zusammen, und dann haben wir Ruhe. Aber sie haben nicht damit gerechnet, daß wir uns schon über eine längere Zeit formiert hatten und auch schon eine Konzeption hatten.

Spuren: Gab es in Folge der Ereignisse in Jena „Aufweichungserscheinungen“ im Parteiapparat?

Jahn: In der Partei selbst ist das diskutiert worden. Wir haben in den letzten Aktionen, Pfingsten z.B., gespürt, wie unterschiedlich die Auffassungen waren und wie bereit die jungen FDJler z.B. waren, sich dem Gedankenaustausch zu stellen, unsere Gedanken sogar aufgegriffen haben. Die haben gesagt: Die wollen doch das gleiche wie wir. Und selbst bei den Parteileuten hat man das gespürt.

Rost: Vor allen Dingen hat die Partei und die Staatssicherheit am meisten geschockt, daß wir öffentlich waren, daß wir zu denen hingegangen sind und gesagt haben: Hier, wir sind die „Friedensgemeinschaft Jena“, wir haben die und die Vorschläge zu machen. Da haben die dagestanden und gar nicht gewußt, was sie sagen sollten. Roland hatte z.B. einmal beim Rat der Stadt angemeldet, daß wir Unterschriften sammeln wollten, um Jena für atomwaffenfrei zu erklären. Das haben sie ernst genommen. Normalerweise wird so etwas nicht ernst genommen. Da wirst du weggeschickt. Der hat aber mit ihm geredet. Und dann bin ich da hin, und er hat das abge-

lehnt, weil ja der Honecker das vorgeschlagen hätte für die ganze DDR und damit die ganze Bevölkerung der DDR ja sowieso für den Vorschlag wäre, daher brauche man nicht extra eine Erklärung für Jena. Und dann hat er mit mir geredet, und schließlich fragte er mich, was wir am 1. Mai machen wollten. Ich habe gleich geschaltet und gesagt: Da will ich aber erst einmal mit meinen Leuten darüber reden, was wir denn so bei der Demonstration machen. Und er hat gesagt, er möchte uns doch bitten, nichts zu machen, weil es doch ein Tag der Arbeiter sei. Er könne uns nicht schützen, wenn wir uns den Zorn der Arbeiter zuzögen.

Im Westen

Spuren: Wie waren deine ersten Eindrücke im Westen?

Jahn: Als der erste Schock in Bayern vorbei war, war es ganz wichtig für mich, daß ich hier nach Berlin kam, daß ich am Flugplatz von dreißig Leuten empfangen wurde, die innerhalb weniger Stunden ihren Tagesablauf umgekrempelt hatten. Ich bin erst fast zusammengebrochen und habe geflennet. Aber dann hat's mir irgendwo Kraft gegeben und Geborgenheit, die ich am Tage in Bayern natürlich nicht empfand. Alles zu verarbeiten, dazu bin ich noch nicht richtig gekommen. Wichtig war mir: Die meisten sind vom Flughafen schon zu Michael Blumhagens Wohnung vorausgefahren. Als ich da ankam, saßen sie alle im Zimmer.

Spuren: Wie war das mit dem „anderen Planeten“?

Jahn: Das Gefühl hatte ich in Bayern gehabt. Einfach so kraß und fremd. In Bonn, als wir bei der Bundestagsfraktion der „Grünen“ waren, habe ich zu Michael gesagt: Die sprechen ja deutsch! Ich dachte, ich sei irgendwo im Ausland. Eigentlich bin ich ein reisefreudiger Mensch, nicht gerade wie ein Tourist, doch gierig auf alles Neue, aber hier überhaupt noch nicht. Ich bin über den Ku-Damm gegangen, er hat mich nicht interessiert. Das ist der Wahn-

sinn. Ich bin in Kreuzberg gewesen, ich bin da am Damm auf den Spielplatz gegangen, auch ein bißchen am Ufer entlangspaziert, aber weiter hat mich nicht interessiert, ob daneben ein Schallplattenladen ist oder ein Bücherladen, ob da die heiße Literatur ausliegt, nach der ich schon seit Jahren suche - alles nicht.

Rost: Das hängt auch damit zusammen, daß du rausgezwungen wurdest. Mir ging das mit dem Kulturangebot ähnlich. Hier war ich noch nie im Kino, obwohl jeden Tag etwas Interessantes läuft. In Jena gab's nur ein Kino.

Jahn: Das wird noch kommen. Aber im Moment ist das so. Als die Medien auf mich einstürmten, habe ich überlegt, was ich machen soll. Am Telefon hatten nämlich viele geraten: Mach erst mal gar nichts. Komm erst mal nach Berlin. Zwei, drei Tage abwarten und besprechen, was wir machen können. Und dann hab' ich mir gesagt: Die Leute, die das brauchen, werden den Fall ohne mein Zutun so aufnotzen, wie es mir nicht recht sein kann. Deshalb nimmst du die Gelegenheit wahr und sagst im Fernsehen das, was du zu sagen hast, und versuchst auch gleich ein bißchen rüberzukriegen, daß sie dich nicht vermarkten können. Ich habe auch unbedingt den NATO-Raketenbeschluß mit reingebracht. Da konnte ich nicht so ohne weiteres festgenagelt werden. Ich hatte mir selbst erst mal einen Standort gegeben, im Fernsehen ist das ja auch authentischer. Presse ist etwas anderes. Wenn ich da ein Interview gebe, können die sonst etwas schreiben. Es ist wichtig, daß auch Inhalte vermittelt werden, weil wir eben nicht nur spektakuläre Sachen gemacht, sondern uns auch inhaltlich beschäftigt haben, in Arbeitsgruppen über die verschiedensten Themen. Die These, daß der Frieden gelebt werden muß, wollten wir eigentlich praktizieren. Und Friedensarbeit wird eben in der ganzen DDR gemacht, nicht nur in Jena, und das ist das eigentlich Wichtige, da merkt man dann auch, wo die Presse einen Rückzieher

macht. Die braucht einen spektakulären Fall Jena, und das stört uns.

Spuren: Was heißt: Frieden muß gelebt werden? Gerade du hattest ja keinen Frieden.

Jahn: Zum Frieden muß erzogen werden. Und daran möchte ich teilnehmen. Frieden ist nicht nur die Abwesenheit von Kriegen. Frieden ist auch kein Endziel, sondern etwas unmittelbar Erlebbares, immer in der konkreten Situation.

Fremdes, Vertrautes.

Vorerst sind Michael Rost und Roland Jahn in der Fremde, „Fremdlinge“ im eigenen Land. Da hilft es auch wenig, wenn bei der Debatte über die „Lage der Nation“ von der grünen Bank der Gleichklang der Friedensbewegung in West und Ost gerade am Beispiel der Jenaer Gruppe beschworen wird. In dieser unmittelbaren Identität existiert er nicht. Aus zwei Gründen: Erstens besteht im Westen nach wie vor der Einfluß DKP-naher Gruppen und Personen auf Teile der Friedensbewegung. Von Roland Jahn und Michael Rost wird dieser Einfluß sogar für gravierend gehalten. Nun dürften sich die Intentionen der DKP und die der Jenaer Gruppen auch beim schlechtesten Willen nicht harmonisieren lassen. Dazu kommt, daß selbst bei gleichen politischen Zielsetzungen der Erfahrungshintergrund, vor dem sich die Friedensbewegungen gebildet haben, die Lebensbedingungen in West und Ost, verschieden sind. Dazwischen liegt die deutsch-deutsche Grenze, die sich fortsetzt in den Erlebnissen, den Gedanken und Haltungen der Menschen. Sie wegeskamotieren zu wollen, würde keinem nutzen. Nur die Grenzen kann man überschreiten, die man auch kennt - die man nicht sehen will, wird man desto schmerzlicher erfahren müssen.

Zur Dialektik der Postmoderne

Über die Unterscheidungsmerkmale der Moderne als industrieller Gesellschaft, die vom Vorrang der Technik beherrscht wird, und über die wichtigsten Charakteristika der post-industriellen Gesellschaft, die der Vorrang des Wissens kennzeichnet, herrscht im Grunde allseitiges Einverständnis. Die Meinungen scheiden sich erst an der Bedeutung jenes Wechsels (von Moderne zu Postmoderne) - dialektische Krise oder radikaler Bruch?

Im Unterschied zu den traditionellen, vorindustriellen Gesellschaften, die der organische Zusammenhang einer Lebenswelt kennzeichnet, verraten sich die modernen industriellen Gesellschaften freilich durch das Zutagetreten von Spaltungen: mit der Ausdifferenzierung in autonome Sphären einerseits und der Polarisierung durch den Klassenantagonismus andererseits. Sie „halten“ sich aber noch durch die Kraft eines Wahrheitsbegriffes, der sich verwirklicht in der Geschichte, die zunächst die Affirmation der bürgerlichen Klasse, dann den Entwurf der Befreiung des Proletariats in sich trägt. Erst in den Jahren zwischen 1930 und 1970 wird eine solche Fortschrittsideologie aufeinanderfolgende Schläge erleiden: durch ihre negativen Auswirkungen auf die deutsche Arbeiterbewegung (vgl. Benjamin, Geschichtsphilosophische Thesen), durch den Zerfall der westlichen Arbeiterbewegung und die neue Etappe gesellschaftlicher Modernisierung, die dieser Zerfall anzeigt, durch die Entwicklung des Sowjetmarxismus und - auf einer weit tiefer liegenden Ebene - durch die ontologische Alternative des Alles oder Nichts: die beiden Traumata des absolut Bösen - Auschwitz (Adorno) - und einer möglichen Zerstörung des Kosmos durch den technischen Fortschritt (Bloch). Wenn die Fortschrittsideologie zusammenbricht, muß etwas aufgegeben werden, was Lyotard im „Postmodernen Wissen“ (1982) die „Große Erzählung“ von der Vernunft in der Geschichte und von der Befreiung nennt. Die Krise der sog. Postmoderne ist wesentlich eine Krise der Kontinuität, wie dialektisch auch immer.

Die direkten oder indirekten Kausalitäten, hauptsächlich ökonomischer und gesellschaftlicher Art, die jenes kritische Moment bestimmen, sollen hier nicht nachvollzogen werden. Vielmehr soll das Einbrechen von Diskontinuität und Riß in die Kontinuität der Moderne betrachtet werden als typische Situation, die in der Geschichte, besonders in der Weimarer Republik, sich mehrmals wiederholt hat und von der aus möglicherweise unsere heutige Zeit befragt werden kann. Diese steht schließlich in Funktion der Moderne und zieht deren Bilanz: indem entweder eine Kontinuität verworfen wird, deren Bankrott erwiesen ist und die im Zusammenhang der postindustriellen Gesellschaft noch herauszustreichen somit zwecklos wäre; oder aber indem man darin mit Daniel Bell die stete Vergrößerung eines Risses sieht, der nicht mehr geschlossen werden kann und somit auch wesentlich zu den Bedingungen gehört, die das Leben der modernen Zeit leiten.

Muß man sich nun zu Relativismus und Eklektizismus (welche die postmoderne Architektur z.B. zum Programm erhebt) entschließen? Muß man, wie Lyotard es im „Postmodernen Wissen“ tut, den absolut agonistischen Charakter von Sprachspielen herausstreichen? Muß man mit Daniel Bell annehmen, die Ausdifferenzierung der traditionellen Lebenswelt in autonome Sphären (Wissenschaft, Recht und Moral, Kunst), in der Max Weber, und

nach ihm Habermas, das Wesen der Moderne sieht laufe hinaus auf eine „immer schärfere Trennung von Gesellschaftsstruktur (Ökonomie, Technologie, beruflich-gesellschaftliche Organisation) und Kultur (symbolischer Ausdruck der Bedeutungen), welche die westlichen Gesellschaften in einen ständigen Krisenzustand stürzt“ und lasse einen Entwurf von Geschichte und Emanzipation unwiderruflich anachronistisch werden, der diese getrennten Sphären dialektisch wieder zusammenfügt (D. Bell, Die nachindustrielle Gesellschaft)? In jedem Fall drängt es sich auf, die Moderne im zwiefachen Licht von Kontinuität und Riß zu betrachten. Wenn hier eine kritische Prüfung des Bruchs mit dem Modell der Wahrheit in der Geschichte angestrebt wird und zugleich verständlich werden soll, wie Habermas selbst in seiner letzten Arbeit, der „Theorie des kommunikativen Handelns“, die Vorstellung eines radikalen Einschnitts, der der Episteme der Moderne ein Ende setzt, bestätigen und zugleich das Aufgeben des „unvollendeten Projekts der Moderne“ denunzieren kann; wie er den Hegelschen Wahrheitsbegriff als ein „Defizit“ der Kritischen Theorie bezeichnen und dennoch auf eine Synthese abzielen kann, die das Getrennte wieder zusammenfügt - dann scheint es nützlich, zunächst die „Dialektik der Moderne“ zu rekonstruieren. Sie vollzieht sich parallel zur 1944 von Horkheimer und Adorno beschriebenen Dialektik der Aufklärung. Dabei gilt es, den Status einer Erfahrung des Risses als dialektisches Moment zu bestimmen, welches von der Kontinuitätsideologie gerade verdunkelt bzw. von den Verfechtern eines nicht wieder zu schließenden Einschnitts offenbar verabsolutiert wird.

In der Tat gründet sich die Kontinuität, die zur Vollendung der Moderne führt, auf die imperialistische Verwirklichung der Verstandesrationalität. Diese Feststellung, die heutzutage als Gemeinplatz gilt, drängte sich den Geistern erst während der 20er Jahre auf, obwohl sie in der Weberschen Theorie der Rationalisierung bereits ausdrücklich formuliert worden war. Daraufhin findet man sie in den Schriften von Rechten und Linken, von Rationalisten und Irrationalisten, von Konservativen und Progressiven: in denen von Jaspers, Heidegger, Spengler, Moeller van den Bruck und dann in denen der Mitglieder des Frankfurter Instituts für Sozialforschung.

Der gemeinsame Nenner scheinbar so unversöhnbarer Strömungen ist der, daß sie alle auf die Auswirkungen der Modernisierung und auf das Phänomen der Moderne reagieren. Diese geteilte Erfahrung und der damit hervorgerufene theoretische Austausch lenken die Aufmerksamkeit auf die Zirkulation von Begriffen, auf Anleihen und Erbschaften und mahnen zur Vorsicht gegenüber jeglicher polemischen Schematisierung (Rationalismus versus Irrationalismus, Moderne versus Postmoderne - und umgekehrt).

Die „Dialektik der Aufklärung“ von Adorno und Horkheimer und die „Kritik der instrumentellen Vernunft“ Horkheimers lassen verstehen, daß die Modernisierung in Wirklichkeit die Verstandesrationalität von Wissenschaft und Technik triumphieren ließ, d.h. nur *einen* Aspekt der Vernunft des 18. Jahrhunderts: „Wenn wir unter Aufklärung und intellektuellem Fortschritt etwas verstehen, das den Menschen vom Aberglauben an böse Kräfte, Dämonen und Zauberinnen, an blindes Schicksal befreit, kurz ihm alle Angst

nimmt, so liegt in der *Anklage dessen, was gemeinhin Vernunft genannt wird*, der größte Dienst, den die Vernunft erweisen kann.“ Die Vernunft zieht gegen die Vernunft zu Felde! Sie stellt sich selbst bloß, soweit sie - was zu zeigen bleibt - es vermag, indem sie sich bewußt wird, daß sie sich selbst disqualifiziert hat: „(Dieses Buch) beabsichtigt, den Begriff von Rationalität zu prüfen, der unserer zeitgenössischen Kulturindustrie unterliegt, um aufzudecken, ob dieser Begriff nicht Mängel aufweist, die sein Wesen verkehren.“

Wie die gemeinsam mit Adorno geschriebene „Dialektik der Aufklärung“ wendet die Arbeit Horkheimers sich tatsächlich nicht nur gegen eine von der Vernunft bestimmte Epoche, sondern gegen eine „Krankheit, die untrennbar ist vom Wesen der Vernunft“, seit der Zeit, in der sie entstand aus „der unwiderstehlichen Neigung des Menschen zur Naturbeherrschung“. Wenn die Krankheit der Vernunft überhaupt in gewisser Weise angeboren ist, so hat der Industrialismus erst recht deren Schwere angezeigt und zugleich die Zivilisation in jene wahrhaft kritische Lage gebracht, in der sich die Alternative zwischen *Selbsterstörung* und Dämmerung der Vernunft einerseits, Neugestaltung und Emanzipation andererseits entscheiden wird.

Die Geschichte der Vernunft hat offenbar die Vernunft in der Geschichte zerstört. Aber der Bruch des Kontinuums, selbst in den irrationalen Formen, die er annimmt, zeigt an, daß diese Vernunft in der Geschichte die Form der schlechten Unendlichkeit des Verstandes angenommen hatte und insofern Vernunft nicht mehr war. Gerade deshalb wurde ihre Kontinuität auf der Grundlage einer unabänderlichen Entzweiung errichtet, was die moderne Kunst z.B. durch den Gestus des ästhetischen Brechens mit der Tradition bezeugt. Dieser Gestus ist möglich geworden mit der durch die Entzweiung geschaffenen Autonomie der Kunst, mit der Ausdifferenzierung in autonome Sphären, die die Moderne kennzeichnet. Damit aber zeugt der Gestus des Brechens ebenso gegen „die Vernunft“ wie für eine Neugestaltung der Rationalität. Fortan ist es so gewiß nicht mehr, ob es in Bausch und Bogen der Vernunft und Geschichte sich zu entschlagen gilt, selbst wenn ebenso wenig sicher ist, ob jene Neugestaltung der Rationalität noch in eine historische Dialektik sich einschreiben kann, welche die Vernunft vollendete - Hegel, Marx, Lukács.

Wenn keine Veranlassung besteht, voreilig auf einen „großen Bruch“, auf das Ende der Vernunft und das Ende der Geschichte zu schließen, so wird jedenfalls deutlich, daß die Geschichte der Moderne, um geschrieben werden zu können, wohl oder übel ein Moment des Bruches privilegieren muß: allein dies macht den Selbstverrat der Vernunft in der Geschichte erkennbar. Damit wird der Gesichtspunkt der Posthistoire übernommen.

Geschichte und Mode

Die 11. Geschichtsphilosophische These Walter Benjamins hebt hervor, daß dem Marxismus von 1891 (Erfurter Programm) bis 1933 (Zusammenbruch der Weimarer Republik) der Glaube an eine Richtung der Geschichte zum Verhängnis wurde: „Es gibt nichts, was die deutsche Arbeiterschaft in dem Grade korrumpiert hat wie die Meinung, sie schwimme mit dem Strom.“ Und Benjamin versäumt es nicht, daran zu erinnern, daß jener Strom eben der einer bestimmten Rationalität war: derjenigen der technischen Entwicklung. Es gilt also, gegen den Historismus, den er auch Konformismus nennt, *im Marxismus das Moment des Bruches wieder zu rehabilitieren*. Da dies versäumt wurde (8. These), erscheint der Faschismus uns als ein „Ausnahmestand“. Den Bruch zu denken, ist unmöglich für „die Vorstellung eines Fortschritts des Menschengeschlechts in der Geschichte, ... (die) von der Vorstellung ihres eine homogene und leere Zeit durchlaufenden Fortgangs nicht abzulösen (ist).“ (13. These) Die dialektische Erneuerung des Marxismus in den 20er Jahren geht bei Benjamin wie bei Bloch mit der Ablehnung jener homogenen Zeit einher. Benjamin scheint der homogenen und leeren Zeit vor allem den Moment des Bruchs entgegenzusetzen, einen *kairos*, einen Au-

genblick.

Damit indes dieser Bruch nicht seinerseits leer ist, versieht er ihn mit einem Gehalt, der aus einer besonderen Beziehung zur Vergangenheit geschöpft wird. Benjamin bezieht sich auf die Mode, die plötzlich bewußt macht, was der eine oder andere Augenblick der Geschichte an Jetztzeit enthält, die davon sich inspirieren läßt und es aktualisiert: indem sie einschneidet ins geschichtliche Kontinuum, begründet diese brutale Aktualisierung den Bruch. Solch eine scheinbar gesetzlose Beziehung gehorcht dennoch einer Logik: der der Gegenwart in gerade dem Augenblick, in dem sie der Vergangenheit sich zuwendet. Genau diese Logik, die uns irrational erscheint, gilt es zu erfassen. Die Moderne ist der geschichtliche Zustand, in dem die Beziehung zur Geschichte *nicht mehr* die Gestalt homogener Kontinuität annehmen kann, denn die Geschichte der Moderne ist die eines Risses: dieser bestimmt sich als Augenblick, der den Fluß der Geschichte unterbricht, indem er sich in ein Bruchstück der Vergangenheit hineinversetzt, welches plötzlich Sinn gewinnt. Damit wird ein Moment der Entscheidung angezeigt, der sich selbst zu denken sucht, ein Bruch-jedenfalls, der nicht mehr der Kontinuität zugerechnet werden kann, die ihn hervorbringt: „sich einer Erinnerung bemächtigen, wie sie im Augenblick einer Gefahr aufblitzt.“ (6. These)

Ganz wie zu revolutionären Zeiten die Menschen ihre Kostüme den großen Vorbildern (Marx, 18. Brumaire) entleihen, könnte die postmoderne Haltung Nietzsches in diesem Sinne eine Mode sein. Etwas, das keinen Namen hat, wird auf entschiedene und flüchtige Weise zugleich einem Bruchstück der Vergangenheit gleichgesetzt; *gerade dadurch aber gewinnt diese Vergangenheit Sinn und nicht umgekehrt*: hierin liegt die Perspektive der *Posthistoire*. Der Augenblick des Bruches tritt aus der Geschichte heraus - und auf die gleiche Weise sprengt er „eine bestimmte Epoche aus dem homogenen Verlauf der Geschichte“ (17. These) Genau in diesem Sinne *könnte die Postmoderne, die mit der Geschichte bricht, die erneuerte Erfahrung der Moderne sein*. Das Modell der „Negativen Dialektik“ legt denselben Begriff von Posthistoire nahe: indem eine Geschichte, die abgeschlossen ist, wieder entfaltet und damit die posthistorische Perspektive ihrer - zumindest potentiellen - Vollendung übernommen wird, sucht die Gegenwart dem Abschluß zu entkommen, zu dem die Dialektik der Aufklärung sie verurteilt hat. Die profane Erleuchtung, von der Benjamin spricht, ist der Augenblick des Bruches, in dem das Neue ins Kontinuum bzw. ins Innerste jenes Abschlusses einbricht: „Derselbe Sprung unter dem freiem Himmel der Geschichte ist der dialektische, als den Marx die Revolution begriffen hat.“ (14. These) Nun erst kann der Sinn der Geschichte herausgeschnitten werden - und zwar zugleich gegen diejenigen, die ihn im voraus kennen wollen, und gegen die anderen, die meinen, sie hätte keinen mehr. Der Augenblick erleuchtet das Gewesene, das „kraft eines Heliotropismus geheimer Art ... der Sonne sich zuzuwenden (strebt), die am Himmel der Geschichte im Aufgehen ist.“ (4. These)

Eklettizismus und Historismus

Indem sie sich vollendete, hat sich die Vernunft disqualifiziert - eine These, die eine postmoderne Aneignung der „Dialektik der Aufklärung“ von Adorno und Horkheimer gestattet. Wenn sie sich nun aber verwirklicht hat, bedeutet ihre Disqualifizierung ihre *faktische* Abschaffung. In einer Zeit des *realen Zerfalls*, dessen wirkliche Logik der Wettstreit ist, liegt die Produktionsweise nicht mehr in der Verdinglichung, sondern in der Delokalisierung der Wünsche. Fortan richtet der Postmodernismus im Bruch sich ein. Die Postmodernen *nehmen die Vorstellung einer gesellschaftlichen Synthesis lediglich wieder auf in der undialektischen Form eines Nebeneinanders der Codes*, vor allem der Codes einer gemeinen und einer Experten-Lesart. Der von Charles Jencks vorgeschlagene Begriff einer Mehrfachkodierung soll der Architektur ermöglichen, sich an alle zu wenden, an die breite Masse wie an die Elite: gerade damit werden der Eklettizismus des Stils und der willkürliche Rückgriff auf

vergangene Stile, d.h. der postmoderne Historismus, gerechtfertigt. Man macht es sich im Zerfall der Moderne bequem und sucht nicht mehr aus diesem Bruch, den er darstellt, eine *Wende* zu machen. Der Postmodernismus stellt, zumindest in der Architektur, eine Form des Positivismus dar, als er *auf der Billigung einer technischen Rationalität beruht, deren Kritik man sich entschlägt. Der Positivismus besteht im Feststellen und Reflektieren des Zerfalls: die Mehrfachkodierung ist im Grunde das, was Deleuze „Dekodierung“ nennt, die Zerstörung der Codes, die „Deterritorialisierung“, die der Kapitalismus vollbracht hat.*

Das Postmoderne „hat die Witterung für das Aktuelle, wo immer es sich im Dickicht des Einst bewegt“ (Benjamin), dies aber einzig, um einen radikalen Eklektizismus am Leben zu erhalten, dessen zusammengesetzte Beschaffenheit den Zerfall widerspiegelt. Es wird hingenommen, was Lyotard als „soziales Band der Postmoderne“ beschreibt: „die Atomisierung des Sozialen in lockere Netze von Sprachspielen“, wodurch die moderne Auffassung von Konsensus anachronistisch wird. Darin aber liegt ein Paradox: mit seinen historischen Rückgriffen auf die Geschichte versichert sich der Eklektizismus auf rein formaler Ebene der Legitimität einer Tradition, auf welche er explizit sich zu berufen sich freilich weigert, die aber in Verbindung mit einer Vielfalt möglicher Lesarten anscheinend den größtmöglichen Konsensus begründen soll, auf ein außerordentlich verschiedenartiges Publikum gestützt. Die Sehnsucht nach dem Konsensus ist nicht verschwunden. Lyotards Haltung ist radikaler: er faßt den Konsensus nur mehr als einstweiligen, lokal begrenzten Vertrag auf, was der feststellbaren Entwicklung des sozialen Handelns entspricht. Die postmoderne Architektur ihrerseits schlägt eine Mitbestimmung der Bürger vor, die nicht mehr die offiziellen Kanäle durchläuft und so dem Begriff des lokal begrenzten Vertrags durchaus entgegenkommt. In einer *pluralistischen* Version, die mit dem *Liberalismus* zusammentrifft, zeigen sich auf diese Weise Eklektizismus, Historismus, Wettkampf etc. als Hinnehmen einer zweiten (oder dritten) Natur, welche geboren ist aus dem Scheitern der Vernunft und die zu beherrschen die Vernunft somit nicht mehr beanspruchen kann.

Völlig überraschend trifft das postindustrielle bzw. postmoderne Denken hier, wo nicht bei Daniel Bell, mit dem Glauben an eine Selbststabilisierung zusammen, der auch vom bürgerlichen Liberalismus, von der Verherrlichung des technischen Denkens und schließlich von der *Systemtheorie* und dem Funktionalismus ihrer Theoretiker (denen Lyotard gleichwohl heftig sich entgegensetzt) gehegt wurde und wird. In solchem Denken liegt durchaus nicht, wie Habermas meint, ein Wunsch nach Regression zu „ungeschiedenen“ Lebensformen, d.h. zum organischen Zusammenhang einer vormodernen Lebenswelt, sondern vielmehr das Hinnehmen einer unübersteigbaren Komplexität, sondern vielmehr das Hinnehmen einer unübersteigbaren Komplexität, der man *ihr Spiel*/belassen muß. Es stimmt übrigens, daß die Versuche zur Verwaltung dieser Komplexität unaufhörlich die Ohnmacht der Vernunft bestätigen. Von der Vernunft, die unaufhörlich scheitert, sieht man einfach ab; man verzichtet darauf, deren Kritik zu unternehmen, und gibt schließlich zu, daß deren Disqualifizierung die Bedingungen ihrer *faktischen* Abschaffung schafft.

Das freie Spiel der Sprechakte soll die größtmögliche Demokratie garantieren, doch gerade weil die technische und technokratische Rationalität fortbesteht, bedroht das strategische Spiel der Diskurse unablässig diesen frommen Wunsch. Lyotard muß es symptomatisch erkennen, wenn er am Ende des „Postmodernen Wissens“ eine Alternative offenläßt: „die Informatisierung der Gesellschaften ... kann das 'erträumte' Kontroll- und Regulierungsinstrument des Systems des Marktes werden, bis zum Wissen selbst erweitert werden und ausschließlich dem Prinzip der Performativität gehorchen. Sie bringt dann unvermeidlich den Terror mit sich. Sie kann auch den über die Metapräskriptionen diskutierenden Gruppen dienen, indem sie ihnen die Informationen gibt, die ihnen am meisten fehlen, um in Kenntnis der Sachlage zu ent-

scheiden. Die Linie, die man verfolgen muß, um sie in diesem letzteren Sinn umzulenken, ist im Prinzip sehr einfach: die Öffentlichkeit müßte freien Zugang zu den Speichern und Datenbanken erhalten.“ *Petitio principii, wishful thinking.*

Im Bereich der Ästhetik stellt Lyotard mittels einer erstaunlichen Verknappung dem Terror eine Ästhetik des Erhabenen entgegen, einen Postmodernismus, der „Anspielungen auf ein Denkbare ... (erfindet), das nicht dargestellt werden kann.“ (J. F. Lyotard, Beantwortung der Frage: was ist postmodern?) Wiederum reines wishful thinking, das auf der bereits hervorgehobenen Hoffnung beruht, das Postmoderne würde - „im Prinzip“ - eine unvergleichliche Demokratie einführen. Lyotard zufolge entstünde der Terror aus der Hegelschen transzendentalen Illusion, die mittels der Verwechslung von Denken und Wirklichem die klar geschiedenen Sprachspiele (die drei Kantschen Vermögen) vereinheitlicht, sie totalisiert. Es handelt sich dabei um eine ungerechtfertigte Gleichstellung von Totalitarismus und Terror. Was bei Hegel sich vollendet, ist der *Totalitarismus* - derjenige der Vernunft. Indem er alle Dinge mit der gleichen Elle meßbar macht, setzt dieser Totalitarismus die Vernunft dem Verstande und somit *einem* Sprachspiel gleich, wie es die Dialektik der Aufklärung zeigt. Weil es sich dabei um *ein* besonderes Sprachspiel, um das des Begriffes, handelt, wird der Terror zur seinem *Werkzeug*. Aus demselben Grunde aber ist der Terror schon vor dem Totalitarismus vorhanden: als Vernunft bei Robespierre, als Tyrannei der Moral, die von Schiller angeklagt wird. Eben jener Terror ist untrennbar vom Erhabenen. Wenn es zweifellos ist, daß der Wunsch, mit dem Wirklichen Frieden zu schließen, vom Totalitarismus eingegeben wird und ihn am Leben erhält, so erzeugt das Erhabene ihm den Terror. In Lyotards Entscheidung fürs Postmoderne ist der Terror der eines Ästhetizismus, der neben dem totalitären Streben des strategischen Sprachspiels besteht und diesem unmöglich ein Ende setzen kann, ohne in eine Dialektik mit der instrumentellen Vernunft einzutreten. Daraus begründet sich die unlösbare Alternative, die das „Postmoderne Wissen“ beschließt. Das gleichzeitige Bestehen einer Verwaltung mit totalitärem Streben und des Terrorismus ist nur allzu wirklich. Im Gegensatz zur Ästhetik des Schönen und der Melancholie der Moderne, die besessen ist vom Verlust des Sinns („traurige Wissenschaft“ bei Adorno, Allegorie bei Benjamin), sieht Lyotard in einem Postmodernismus, der „in der Darstellung selbst auf ein Nicht-Darstellbares anspielt“, so etwas wie die Perspektive einer fröhlichen Wissenschaft. Eine tragische Perspektive, die den Nihilismus - im Nietzscheschen Sinne dieses Ausdrucks - übersteigt. Indem Lyotard das Postmoderne gleichzeitig dem Modernen und der „Postavantgarde“ entgegensetzt, bestimmt er es einzig durch die ständige Infragestellung der Mittel der Kunst. Da es somit nichts anderes sein kann, als es das Moderne schon war, opfert sich der so aufgefaßte Postmodernismus dem Schicksal des Modernismus der Weimarer Zeit: einer Ohnmacht angesichts des Totalitarismus, welche besiegelt wird von einem unaufhörlichen Brechen mit dem Vorhergehenden, das im Gestus, den es abnutzt, sich verzehrt.

Zerfall und dialektische Strategie

Anstatt den Zerfall hinzunehmen, müßte die Alternative zwischen Demokratie und Terror dialektisch betrachtet werden. Solch eine Betrachtung hat aus dem Innern des Bruchs heraus zu erfolgen, insofern dieser nicht geleugnet werden kann, sondern im Gegenteil selbst eine Gegebenheit bildet, die die Dialektik der Moderne erzeugt hat. Aus dem Innern des Zerfalls heraus unternommen, schließt dieses Vorgehen notwendig die Achtung von Diskontinuitäten und Einzelheiten ein.

Der Postmodernismus erhebt eine Unfähigkeit zur Weltanschauung: diejenige, in einer selbstreflexiven Bewegung, welche die getrennten Sphären wieder verbände, die grundverschiedenen Spielarten der Kunst (das Expressive), der Moral (das Normative) und der Techniken (das Performative) dialektisch aufzufas-

sen. Mehr noch: durch das Hinnehmen dieser Trennungen fällt man auf eine zyklische Zeitvorstellung zurück. Die Moderne war gekennzeichnet durch den entschiedenen Bruch mit zyklischen Modellen, das Aufgeben der Moderne scheint diese wieder einzuführen. Es zeigt sich, wenn die Mode nicht mehr aus der Sicht der „Geschichtsphilosophischen Thesen“ Benjamins (s.o.) begriffen und stattdessen aus ihr eine Erscheinung gemacht wird, „in der alle Formen der Vergangenheit (archaische, folkloristische, rustikale, traditionelle) wiederauftauchen: ihrer Substanz entleert, doch übersteigert als Zeichen eines Codes, in dem Tradition und Neon, Althergebrachtes und Modernes gleichwertig sind und einander abwechseln“ (Baudrillard).

Genau diese Haltung übernimmt die postmoderne Architektur. Deren Spur findet sich gleichfalls in folgender Vorstellung Lyotards: „Ein Werk ist nur modern, wenn es zuvor postmodern war. So gesehen, bedeutet der Postmodernismus nicht das Ende des Modernismus, sondern den Zustand vor dessen Geburt, und dieser Zustand ist konstant.“ Sicherlich soll hiermit hervorgehoben werden, daß jegliche moderne ästhetische Äußerung als Bestätigung einer Moderne eingreift (derer, die wir zuvor als dialektische Geschichte der Moderne entwickelt haben), und in dieser Hinsicht, als Bruch, ein posthistorisches Moment bildet. Wird die grundlegende Posthistorizität aber dergestalt („Konstanz“) verallgemeinert, so folgen Moderne und Postmoderne einander in mechanischer Weise (immer ist man der Moderne oder Postmoderne eines anderen), nämlich in zyklischer Weise (man fällt auf die zyklische Wiederholung von *antiqui* und *moderni* des Mittelalters zurück). Historistischer Relativismus und Eklektizismus entleeren die der Vergangenheit entliehenen Momente dessen, was Baudrillard ihre Substanz nennt. Indes ist die Moderne als vorübergehende Kennzeichnung des Aktuellen, des Augenblicks der Entscheidung, auf der Suche nach einer Substanz: indem sie das eine oder andere Bruchstück der Vergangenheit reaktualisiert, eröffnet sie sich die Möglichkeit, als dialektisches Moment sich der Homogenisierung der Gehalte in der kontinuierlichen Zeitlichkeit des Verstandes entgegenzusetzen. Das Moment, das die Mode entgegengesetzt, ist Moment einer Dialektik der Substanzen, welche die getrennten Momente wieder zusammenfügt. Dabei wird übrigens sichtbar, wie der Postmodernismus unter dem Etikett von Vielheit und Eklektizismus in Wirklichkeit nur der Logik der Homogenisierung gehorcht, insofern all seine Momente, Anleihen und Spielarten denselben Wert haben, völlig gleichwertig, und das heißt: ihrer Eigenheiten gerade in dem Augenblick entkleidet sind, wo diese erkannt zu werden scheinen. Anything goes.

In den dialektischen Entwürfen Adornos und Benjamins dagegen wird mit der profanen Erleuchtung und der Konstellation *eine neue Form von Erfahrung* eingeführt: indem sie einem Besonderen sich verknüpft, wird sie bei Benjamin Erfahrung der Aura genannt. Auf diesen Begriff der Aura eben kamen Adorno und Horkheimer 1944 in der „Dialektik der Aufklärung“ zurück, um die Rettung des Besonderen in einer Erkenntnisweise zu bezeichnen, der „Kunst das Vorbild von Wissenschaft ist“. Hingegen gewinnt solch eine ästhetische Erfahrung nur in der selbstreflexiven Bewegung eines Systems Sinn. Die Philosophie „kaut“ gewissermaßen das Scheitern der Moderne „wieder“ und wiederholt, indem sie deren Ohnmacht „zum Laut verhilft“, letzten Endes die Erfahrung der modernen Kunst: „Die Freiheit der Philosophie ist nichts anderes als das Vermögen, ihrer Unfreiheit zum Laut zu verhelfen.“ (Adorno, Negative Dialektik) Die Selbstreflexion aber eröffnet den Bruch, weist diesem einen dialektischen Stellenwert zu und *verhindert*, daß er „auf die anklagende Haltung des esoterischen Kunstwerks sich zurückzieht“, wie es Habermas von der „Ästhetischen Theorie“ Adornos behauptet.

Auf sich selbst zurückgezogen, ist die ästhetische Moderne nur der Schatten der versäumten Revolution, ihre Parodie. Somit ist nichts verhängnisvoller als eine ästhetische Erfahrung, welche die Ohnmacht der Vernunft abzulösen käme. Sie erläge dann dem ge-

rade entwickelten Widerspruch, der bewirkt, daß das Erfassen des Besonderen als solchen - ohne irgendein Mittel, dessen Substanz in sich aufzunehmen - paradoxerweise im Ununterscheidbaren, in der Homogenisierung untergeht. Die ästhetische Erfahrung des Einzelnen, des Abgespaltenen, die Erfahrung des Bruchs nämlich, muß wieder in eine dialektische Selbstreflexion eingeschrieben werden. Sonst verurteilt sie sich zum Schicksal der modernen Avantgarde: die Geschichte von der Ästhetik aus aufzufassen und verwandeln zu wollen - ein zum Scheitern verurteiltes Vorhaben. Im „Scheitern der Neuen Linken“ stellt Marcuse auf politischem Gebiet noch einmal dieses Scheitern fest, das Adorno für die ästhetische Moderne formuliert hat.

Der ästhetische Ansatz hingegen schreibt sich logisch ein in eine dialektische Konzeption der Geschichte, für welche die Rekonstruktion der Totalität einer Produktionsweise genau darin besteht, in dieser die Keime des Zerfalls aufzuweisen. Dies ist erst dann möglich, wenn dieser Zerfall in ein entscheidendes Stadium eingetreten ist. Solch einem entscheidenden Stadium trägt Marx mit der Aufspaltung der Gesellschaft in zwei Pole Rechnung. Obwohl nun diese Polarisierung nicht mehr an der Tagesordnung ist, hindert doch nichts, daß man versucht, den Zerfall als dialektisches Phänomen zu begreifen. Zwar kann man sich heute nicht mehr auf die Totalität eines Lukács berufen, die von keinem Vertreter des konkreten Allgemeinen (dem „Standpunkt des Proletariats“, der einer bürgerlichen Erfahrung des Risses entgegengesetzt wird) mehr verkörpert wird. Möglich bleibt aber eine dialektische Betrachtungsweise, die „in dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis seiner Negation, seines notwendigen Untergangs einschließt“ (Marx, Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital“).

Bloch hebt im „Prinzip Hoffnung“ hervor, daß das Wichtigste an einer Totalität - handele es sich nun um die schöne Totalität des klassischen Kunstwerks oder um die Totalität einer Produktionsweise - der Prozeß ihres Zerfalls ist: aus dem Zerfall entspringt das revolutionäre *carpe diem* - eine Vorstellung, die der Benjaminischen vom messianischen Augenblick sehr nahe kommt. Daher begründet sich auch das Interesse an einer „Erforschung der Erscheinungen, die für eine Zeit symptomatisch sind“ (Habermas, Stichworte zur Geistigen Situation der Zeit), denn es geht um eine Untersuchung des Einzelnen, das aus dem Zerfall einer Totalität entsteht. Das bedeutet, daß man nicht im Bruch sich einrichtet und von vornherein des Begriffs von Totalität sich entschlägt. Werden die Lücken einer falschen Totalität kritisch erfaßt, die Beschneidungen, denen Sozialisationsprozesse und Motivationen im Vollzug eines bestimmten Rationalitätstypus unterliegen, so ist zweifellos in vielem festzuhalten an der Diagnose der Deterritorialisierung von Deleuze und gleichfalls am Entwurf einer „Mikrophysik der Macht“ von Foucault.

Der Zerfall drängt eine neue Logik auf, die das Partikulare gegenüber der Totalität bevorzugt. Das Zersplittern der Lebenswelt in autonome Sphären, die Logik nämlich, die die moderne Kultur hervorgebracht hatte, hat sich noch weiter ausdifferenziert. Die gegenwärtige Fragestellung nach der Emanzipation muß einen radikalen Bruch mit dem traditionellen Modell und vielleicht sogar mit der Vorstellung einer Vollendung der Vernunft in der Geschichte in Betracht ziehen, denn auch diese hat sich vollendet als *Zerfall*.

Literaturhinweise:

Daniel Bell, *Die nachindustrielle Gesellschaft*, 1976, Campus

Charles Jencks, *Die Sprache der postmodernen Architektur*, 1978, Deutsche Verlagsanstalt

Jean-Francois Lyotard, *Beantwortung der Frage: was ist postmodern?*, in: *Tumult* 4, 1982

Jürgen Habermas, *Stichworte zur geistigen Situation der Zeit*, 1979, Suhrkamp
ders., *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 2: *Aufgaben einer kritischen Gesellschaftstheorie*, 1981, Suhrkamp

(Die Übertragung aus dem Französischen besorgte Marianne Karbe)

Die Erfahrungen nur unzureichend genutzt

Exil-Kongreß in Osnabrück

„Nicht um die Konservierung der Vergangenheit, sondern um die Einlösung der vergangenen Hoffnung ist es zu tun.“ Das ist einer der Kernsätze der „Dialektik der Aufklärung“, die Theodor W. Adorno und Max Horkheimer 1944 erstmals veröffentlichten und die - neben Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ - bis heute zu den bedeutendsten Leistungen emigrierter Geistes- und Sozialwissenschaftler in den Jahren des Exils gerechnet wird. Der Frankfurter Publizist Ernst Loewy schloß seinen einleitenden Vortrag bei der „Woche der verbrannten Bücher“ in Osnabrück mit dem Hinweis auf den „äußersten Kontrapunkt“, den die „Dialektik der Aufklärung“ zu jenem - zu Unrecht „viel zu häufig zur politischen Tagesparole verkümmerten“ - „Prinzip Hoffnung“ formuliert; das Zitat von Horkheimer und Adorno war ein heimliches Motto der groß und breit angelegten Veranstaltungsreihe in Osnabrück, an der sich organisatorisch alles beteiligte, was irgendwie mit Kultur, Bildung und Öffentlichkeitsarbeit zu schaffen hat.

Im Mittelpunkt stand der von einigen Hochschullehrern der Universität Osnabrück initiierte Exilkongreß. Erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik wurde durch zwei Dutzend Vorträge und Diskussionsveranstaltungen ein umfassender Überblick über die Emigranten der verschiedensten Berufsgruppen versucht und der Forschungsstand referiert über das Exil in den unterschiedlichsten Ländern - in Frankreich (Gilbert Badia und Barbara Vormeier, Paris) und Schweden (Helmut Müssener, Stockholm), Spanien und Mexiko, in den Vereinigten Staaten (Henry Marx, Stockholm), Spanien und Mexiko, in den Vereinigten Staaten (Henry Marx, New York) und der Sowjetunion (Hans-Albert Walter). Sogar in Italien: das war zwar ein sehr „stilles“ Exilland, bot aber immerhin mehr als 30.000 deutschen Flüchtlingen fortdauernden Unterschlupf; eine sehr hohe, nicht mehr genau zu rekonstruierende Zahl von Juden durfte auf der Flucht vor den Nazis durch Italien weiterreisen. Die Regierung Mussolini lehnte, wie Klaus

Voigt (Rom) darlegte, die Judenvernichtung auch theoretisch ab (praktiziert wurde sie in Italien ohnedies nicht); und da in der politischen wie in der Wirtschaftsgeschichte Italiens die Auswanderung und das Exil eine große Rolle spielen, fanden die deutschen Emigranten faktisch in Italien freundliche Bedingungen vor, konnten bis zum Eingreifen der Wehrmacht und der SS relativ ungestört dort leben und arbeiten.

Wie sehr sich freilich verschiedene Referenten bemühten, einzelne Aspekte der mit dem Jahr 1933 aus Deutschland vertriebenen literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeit, die Leistungen und Schwierigkeiten, die Streitereien und Einheitsfrontbemühungen im Exil kühl und sachlich darzulegen: hörbar wurde, daß allemal mehr verhandelt wurde als historische Daten und Fakten. Es geht bei der Exilforschung, deutlicher wohl als bei anderen geistesgeschichtlichen Themen, nicht zuletzt um vergangene Hoffnungen und gegenwärtige Rechtfertigungen, um Fehlersuche und - Schuldzuweisungen. Eine jahrzehntealte Frontstellung aber scheint mittlerweile in Bewegung geraten zu sein: die zwischen der ostdeutschen Verwaltung und Fortschreibung des Exilerbes (sowie deren westdeutschen Apologeten) und den westdeutschen Bearbeitungsmodellen und Verdrängungsmethoden der Exilfragen; differenziertere Auseinandersetzungen haben ihren Platz eingenommen, zumal die DDR-Vertreter schon vor geraumer Zeit haben verlauten lassen, daß es hinsichtlich des Exils keinen „Alleinvertretungsanspruch“ der DDR-Wissenschaft mehr gäbe.

Zunächst schien durch das maßgeblich von Wolfgang Motzkau-Valeton entwickelte Kongreß-Konzept der alte Hauptstreitpunkt ausgeklammert und dadurch eine gewisse Spannungsarmut der Debatten einzutreten - die Vertreter der Exilforschung aus der DDR sagten allesamt die frühzeitig ergangenen Einladungen ab. Aber es blieben genügend kontroverse Punkte für lebhafte Diskussionen. Dabei wirkte sich die Unentschiedenheit des Veranstaltungskonzeptes ebenfalls nicht gera-

de förderlich aus: es war nicht so recht deutlich, ob sich in erster Linie die Exilforscher untereinander verständigen, austauschen und auseinandersetzen sollten oder ob sie eher pädagogisch auf eine interessierte, aber wenig informierte Öffentlichkeit einwirken sollten. Doch das klärte sich, indem das erwartete breite Publikum ausblieb; auch zu brillanten Vorträgen namhafter Referenten kamen nur 70 oder 80 Tagungsteilnehmer; das Stadttheater war beim einleitenden Festakt mit Willy Brandt auch nur gut zur Hälfte gefüllt. Die rühmliche Ausnahme bildete die Schlußdiskussion. Für sie hatte Richard Löwenthal (Berlin) heftig umstrittene Thesen entwickelt: „Es gab bedeutende kulturelle Leistungen im Exil, aber keine 'Kultur des Exils'. Es gibt in der Geschichte auch nicht ebenso viele Kulturen wie politische Richtungen: Kulturen sind die Produkte langer geschichtlicher Perioden.“ Das war Löwenthals Antwort auf das Statement von Wolfgang Motzkau-Valeton, der mit dem Jahr 1933 die Auflösung der „komplizierten Konfiguration dreier Traditionen“ der Kultur annahm (eine nationalistische, eine „geistesrevolutionäre“ und eine bürgerlich-republikanische) und die „ausbleibende Re-Integration der Kultur des Exils in der Bundesrepublik“ durch die Entwicklung des „kalten Krieges“ diagnostizierte. Doch Löwenthal wies die Klagen über die „Unwirksamkeit der nicht vorhandenen Kultur des Exils“ zurück und hin auf die deutsche „Massenoption für die so lange verspottete 'westliche Humanität'“, die sich in der Flucht nach Westen ausdrückte, in der sowjetischen Besatzungszone und in Osteuropa jedoch sofort unterdrückt worden sei. „Aber teils als Folge der ungeheuren Desorientierung nach dem Zusammenbruch der nationalistischen Illusionen“, fuhr er fort, „teils als Reaktion auf die neue Drohung aus dem Osten nahm die neue (nicht nur politische, sondern auch kulturelle) Orientierung auf den Westen im westlichen Teil Deutschlands in der Tat zwar nicht die Form einer Restauration vergangener politischer Institutionen, wohl aber die Form einer teilweisen Restauration traditioneller Autoritäten an.“ Diese

Autoritäten aber, „in den Anfangsjahren der Bundesrepublik von breiten Massen als so beruhigend empfunden“, seien durch einen demokratischen Prozeß in der Bundesrepublik überwunden worden; Löwenthal hob das praktische Vorbild der westlichen demokratischen Lebensformen, die Rolle des auf die „Bekennende Kirche“ sich beziehenden Nachkriegs-Protestantismus, der „Frankfurter Schule und ihrer Einflüsse auf das Element ‚nachgeholter Aufklärung‘ in der Studentenbewegung“ als belebende Momente dieses Prozesses hervor.

Der Journalist Henry Marx, der mehrere Jahre im deutschen Konzentrationslager gesessen hat, relativierte die Thesen Löwenthals und wollte die Geschichte der Emigration, die Wirkungsgeschichte des Exils erst gründlicher erforscht wissen, insbesondere auch den Grad der Anpassung der verschiedenen Formen von Exilkultur an das kulturelle Leben der Aufnahmeländer. Der Exilforscher Hans-Albert Walter warf Löwenthal undifferenzierte Herangehensweise an höchst komplizierte Tatsachen vor und bemerkte, daß der große Treck aus dem Osten seit 1945 eine Option gegen den Osten und nicht schon eine für den Westen war. Insbesondere wurde Löwenthal von Wolfgang Abendroth (Frankfurt) widersprochen; der entwickelte, wie groß die Schwierigkeiten der Exilanten in vielen kulturellen Bereichen waren, zurückzukehren und wieder Fuß zu fassen. Die Remigranten seien mit zwei Restaurationen konfrontiert gewesen - mit der ersten der Adenauer-Zeit; mit einer zweiten, die um 1972 einsetzte und sich heute verschärft fortsetze.

Aber nicht nur die Folge-Geschichte der politischen, literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Emigration blieb in Osnabrück aus aktuellen Gründen heftig umstritten. auch die Interpretation der inzwischen erforschten, freilich kaum umfassend abgesicherten Fakten des Lebens im Exil läßt erhebliche Meinungsunterschiede zu - das galt für die Referate über den Versuch und das Scheitern der Volksfront-Politik im Exil (Ursula Langkau-Alex, Amsterdam) oder über die deutschen Emigranten im spanischen Bürgerkrieg (Patrik

von zur Mühlen, Bonn), die Architekten im Exil (Werner Seligmann, Syracuse/USA) oder die Remigration von Wissenschaftlern nach 1945 (Horst Möller, Erlangen).

Der Historiker Prof. Dr. Möller beispielsweise schloß aus dem Umstand, daß rund 30% der vertriebenen Hochschullehrer zurückgekehrt seien, daß der Verlust für die deutschen Wissenschaften durch die Ereignisse nach 1933 nun doch nicht so groß seien. Man „müsse die Sache heute doch unbefangener betrachten“ und einräumen, daß insbesondere durch die Internationalisierung des Wissenschaftsbetriebs nach 1945 und die Rezeption wichtiger im Exil geschriebener Werke in der Bundesrepublik „irreversible Verluste nicht feststellbar“ seien. Möller mag deutlich gemacht haben, was relevante Teile der westdeutschen Professorenschaft heute leise denken. Seine kühlen Erörterungen - „die zu Tode Gekommenen ziehen wir in der Statistik ab“ - wurden nicht nur von den Überlebenden der Konzentrationslager im Saal als verletzend empfunden, sondern belegten schlaglichtartig jenen Hang zur Verharm-

losung höchst konkret, über den zuvor allgemein und nobel zurückhaltend gesprochen worden war. Die, die über die „Einlösung der vergangenen Hoffnung“ nachzudenken bereit sind, empörten sich freilich eher hilflos.

So umfassend der Osnabrücker Exilkongreß angelegt war, so gründlich er die verschiedensten Aspekte der Exilforschung zusammentrug, so sehr machte er doch deutlich, wie groß das Feld noch immer ist, dem sich die westdeutsche Wissenschaft und Publizistik erst in den sechziger und siebziger Jahren mit mehr Aufmerksamkeit zuwandte. Das differenzierte Nachdenken über die Bücherverbrennungen von 1933 und ihre Folgen mag nicht auf die erhoffte größere Resonanz gestoßen sein, der Exilkongreß mag die Möglichkeiten der mittelgroßen Stadt überfordert haben, das Veranstaltungskonzept mag nicht mehr so recht in den Konjunkturzyklus der tonangebenden Medien gepaßt haben: an seiner Notwendigkeit und dem von ihm ausgehenden Impuls jedoch habe ich keinen Zweifel.



Freiheit und Democracy

oder: Warum Herbert Achternbusch ein unwürdiger Mensch ist - und dafür zahlen soll

Motto: „Der religiöse Geist kann nur verwirklicht werden, insofern die Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes, deren religiöser Ausdruck er ist, in ihrer weltlichen Form heraustritt und sich konstituiert. Dies geschieht im demokratischen Staat.“ (Marx)

Zum Geleit

Marx und Engels konnten in den späten vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts noch davon sprechen, daß in Europa ein Gespenst umginge, das die Mächtigen das Fürchten lehre. Die zeitgenössischen Organisatoren des Grauens haben es einfacher: sie verbieten „Das Gespenst“. Ganz zwanglos gelingt ihnen dabei der Übergang vom moralischen Rigorismus zum schnöden Mammon. Staat und Kirche, die sich gleichermaßen be- und getroffen fühlen, machen deutlich, wie ernst es ihnen damit ist, Demokratie, Freiheit, das Recht auf Privateigentum (= Würde des Menschen) zu verteidigen und für seine Umsetzung in der ganzen Welt zu kämpfen (= Verteidigung und Friedenssicherung). Erweisen sich Individuen und/oder Gruppen dieser staatlich zuerkannten Würde gegenüber als unwürdig, sollten sie zumindest wissen, daß eine Demokratie im Namen des Großteils des Volkes auch „anders“ kann. Die Debatte um „Das Gespenst“ ist ein deutlicher Warnschuß: an diesem und anderen Lehrbeispielen konkretisiert sich die Politik, die sich mit aller ihr zur Verfügung stehenden Härte dem Aufschwung Deutschlands und seiner Wirtschaft verschrieben hat.

Die neue Sensibilität für Empfinden und Würde eines Volkes Von der Freiheit eines Zensurmenschen

Achternbuschs 10. Film handelt von einer vom Kreuze herabgestiegenen Heilandsfigur, der 42. von 41, die im Verein mit einer Nonne - als Ober und Oberin - erfahren muß, wie schwer es doch ist, mit dem biblischen Vermächtnis weltlich einigermaßen am Leben zu bleiben. Annamirl Bierbichler, die Oberin, monologisiert gleich zu An-

fang programmatisch vor dem lebensgroßen Gekreuzigten (H.Achternbusch):

„Der Herrgott in der Kirche ist für die Volksverdummung da, so wie der in der Leichenhalle für den Volkszorn da wäre. Aber die Leute, die von der zentralen Stelle verdummt werden, sind eben unfähig, sich an Nebenstellen zu erzürnen. Obwohl sie das dürften. Wenn einer das Leichenhaus zusammenschlägt, weil sein 18jähriger Sohn in der Bundeswehr umgekommen ist, dann bekommt er mildernde Umstände. Aber selbst der Herrgott auf meiner Brust kümmert sich um nichts. Obwohl ich ihm zur Verfügung stehe, Tag und Nacht. Ein netter Bräutigam, den man für leere Versprechungen ein ganzes Leben lang rumschleppt. Dich und in echt würde ich lieber tragen. Aber die katholische Kirche, die nicht einmal über das Thema 'Verhütungsmittel für Klosterschwester oder nicht?' diskutieren kann, wie könnte sie, diese Kirche, das Vorbild aller Sterilität, dich, das Vorbild alles Lebens bei einem Weibe liegend ertragen können. Noch dazu bei mir... Ich bin ja nicht einmal eine Hure, die du ja angeblich vorgezogen hast.“

Später zieht die Oberin noch einmal vom Leder: „Sich ans Kreuz nageln lassen und der Welt was hermachen. Weltberühmt sein und eine Anhängerschaft zulassen, die uns alle ins Verderben geführt hat, und als armes Rotz länger an seinem Schaukasten hängen bleiben und sich mit den Tränen Unzähliger bewaschen zu lassen, ohne mit der Wimper zu zucken ... Du bist nicht nur ein Gespenst, sondern du wirst immer gespenstischer.“

Zum ersten Mal spukte dieses Passionspiel, Staat (1) und Kirche zur Rede stellend, auf den Hofer Filmtagen und auf den Filmfestspielen in Berlin. Bereits am 6. Dezember 1982 war die Juristenkommission der SPIO (Spitzenorganisation der Filmwirtschaft) „zu dem Ergebnis strafrechtlicher Unbedenklichkeit des Films - von einer kleinen Änderung abgesehen - gekommen.“ (2) Der „Filmwelt Verleih“, der sämtliche Achternbusch-Filme vertreibt, legte „Das Gespenst“ dann der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) vor.

Resultat: „Der Arbeitsausschuß gab den Film in seiner Sitzung vom 29.3.1983 für Personen ab 18 Jahren, also allgemein, nicht frei.“ (3) Die Verweigerung der Freigabe für öffentliche Vorführungen wurde in der folgenden, bemerkenswerten Form begründet (4): „Die Freigabe des Films wird abgelehnt, weil er sowohl das religiöse Empfinden wie auch die Würde des Menschen grob verletzt und damit gegen die Grundsätze der FSK verstößt.“

Die Würde des Menschen und sein religiöses Empfinden sind zuerkannte Größen, derer sich nur die dafür zuständigen Institutionen für ihre Zwecke annehmen dürfen. Insbesondere die Würde des Menschen wird dabei einmal als biologische Konstante gehandelt, und - wenn es an der Zeit ist - als transzendente Qualität, die gar übers Grab hinausweist. Die jeweilige Definition ergibt sich aus der aktuellen politischen Lage und beinhaltet die unmißverständliche Verpflichtung auf die geforderte Haltung.

„Diese Verstöße treten so häufig und massiert auf, daß er auch mit Schnitten für die öffentliche Vorführung nicht freigegeben werden kann.“

Ein großes Kompliment für die Arbeitsweise Achternbuschs (5): Denn welcher Film kann schon für sich in Anspruch nehmen, durch Schnitte nicht verändert zu werden? Allerdings überschreitet der Regisseur den Rahmen der gewährten Freiheit durchgängig. Deshalb muß u.a. die freie Wahl eines potentiellen Publikums zurückgenommen werden. Der Staatsbürger hat die Freiheit, sich den Notwendigkeiten, die damit verbunden sind, unterzuordnen. Moral: ein Staat gewährleistet die bürgerlichen Freiheiten dadurch, daß er sie einschränkt, um sie so vor „Mißbrauch“ zu schützen. (6)

„Die optische Art der Darstellung steht in keinem Verhältnis zu der Grundaussage, die der Film offenbar vermitteln möchte: die Suche nach einer neuen, sinnvolleren moralischen Basis, die Achternbusch von einer elitären Kritik gern zugeschrieben wird.“

Achternbusch ist nicht einmal in der Lage, das auszudrücken, was er meinen

könnte, was ihm aber von wohlmeinenden, allerdings irregeleiteten Kritikern ange-dichtet wird. Es herrschen offensichtlich Zustände, die einer optimistischen Fassade bedürfen; Intellektuelle haben dabei die Aufgabe, die ideelle Tünche zu liefern und sollen sich gleichzeitig von denen distanzieren, die mit Anstreichern nichts zu tun haben wollen (vgl. auch die Diskussion zum neuen Demonstrationsrecht).

„Seine Attacken auf die Gegenwart der Kirche erzeugen ein nur noch pessimistisches und nihilistisches Grundmuster der Welt, das keine rationale Verarbeitungsmöglichkeit für den Besucher zuläßt.“

Die Wahrheit des Pluralismus heißt, daß die Gegenwart der Kirche und der Welt nicht „nur“ kritisiert werden darf. Der Anspruch, einen Gegenstand erklären zu wollen, muß zugunsten eines demokratischen „Für-und-Wider“ aufgegeben werden. Alles andere verwirrt das Publikum, fordert möglicherweise zu intolerantem Handeln auf - entsprechende Behandlung derartiger Individuen ist angesagt. Kurz: die Demokratie ist ein labiles Pflänzchen, die Massen sind verführbar, deshalb müssen beide von verantwortungsvollen Menschen vor Hetzern und Zerstörern geschützt werden.

„Das aber kann dem religiösen Empfinden eines nach Millionen zählenden Teils der Bevölkerung nicht zugemutet werden.“

Was rationale Verarbeitungsmöglichkeit mit religiösem Empfinden zu tun hat, bleibt Geheimnis der freien Selbstkontrolleure. Abgesehen von den Zumutungen, die täglich serviert werden, die aber durchaus mit der Würde und dem religiösen Empfinden vereinbar sind.

Wenige Wochen nach dem Verbot revidierte die FSK (7) ihr Urteil und folgte damit der Berufung des Filmverleihs gegen das Ergebnis der Ersten Instanz:

„Unter dem für die Prüfungsentscheidungen unserer Einrichtung generellen Gesichtspunkt der mutmaßlichen Wirkung auf den Betrachter, die sich hier wesentlich aus der *absonderlichen Machart* (Hervorhebung M.F.) des vorliegenden

Films ergibt, ist etwaigen Bedenken gegen Teile des Films nach Auffassung des Berufungsausschusses nicht das Gewicht beizumessen, das zur Versagung der Zulassung des Films zur Vorführung vor Erwachsenen führen müßte. Im Sinne demokratisch-pluralistischer Meinungs- und Informationsfreiheit muß es an der Besichtigung dieses Streifens interessierten erwachsenen Betrachtern überlassen bleiben, sich mit dem *nach Inhalt und Form sicherlich und begreiflicherweise unstrittenen Film* (Hervorhebung M.F.) auseinanderzusetzen. Die mit Stimmenmehrheit getroffene abschließende Entscheidung lautete, daß der Film für Personen ab 18 Jahre als freigegeben gilt.“

Gespensterseher unter sich

Wenn es um Gespenster geht, fühlen sich sofort die Verwalter offiziell genehmigter Spukgestalten zuständig: evangelischerseits weltoffen, gerinnt Kritik zumeist zu einem Votum für Katharsis und Neuanfang, während die katholische Mehrheitsfraktion kreuzschwingend nach dem Exorzisten ruft.

Im April hatte die evangelische Filmjury „Das Gespenst“ zu ihrem „Film des Monats“ April gekürt. Natürlich zeichne sich das Produkt durch Verstöße gegen die Regeln des gutbürgerlichen Geschmacks aus, zu entdecken gäbe es aber auch „Antriebskräfte für eine heilsame Selbstbefragung“. KNA, die Katholische Nachrichten-Agentur, meldete noch nach den ersten Gespenst-Visionen, daß eine weitere „Steigerung des öffentlichen Interesses“ daran vermieden werden solle. In ihrem „film-dienst“ widmete die katholische Filmkommission dagegen diesem Film ganze zwei Seiten - ein seltener Fall. Fast parallel zum FSK-Verbot hieß es da: „Der formal mißlungene Film gefällt sich in Geschmacklosigkeiten und Provokationen (als ob der religiöse Kannibalismus keine Geschmacklosigkeiten und Provokationen für einen aufrechten Humanisten beinhalteten, M.F.), die beleidigen, weil sie das religiöse und sittliche Empfinden vieler Menschen mißachten.“

Führende katholische Kreise fühlten sich noch dazu von ihren evangelischen

Brüdern im Glauben arglistig im Stich gelassen, wetteten von einem Akt der Illoyalität. Der Leiter der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Prälat Wilhelm Schätzler, erklärte, daß sich „im Hinblick auf die bisherige Kooperation der beiden Kirchen in der Filmarbeit eine erste Belastung“ ergeben habe. Als Antwort verwies die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) eilige - um Ökumene bemüht - darauf hin, daß die Gelder, die für einen „Film des Monats“ ausgeschüttet werden, nicht von nennenswerter Höhe seien (eben Almosen); zum anderen distanzierte sie sich von ihrer Filmjury: „Bei aller Bereitschaft, sich kritischen und polemischen Fragen zu stellen, müsse es einem Christen schwerfallen, in ein ernsthaftes Gespräch über diesen Film einzutreten (eine derartige Stellungnahme gehört wohl zum Spaß, den sich eine solche Institution erlaubt, M.F.), von dem die Jury gemeint hatte, er könne 'Antriebskräfte einer heilsamen Selbstbefragung in Gang setzen'. Unbegreiflicherweise, so die EKD, habe es die Jury versäumt, Rücksicht zu nehmen auf jene evangelischen Christen, die den Film als Kränkung der Frömmigkeit empfänden.“ (FAZ 6.5.83)

Wächter vor der Pforte zum finanziellen Himmelreich

Staatliche und kirchliche Jünger Petri bewachen den Tempel, auf daß niemand auf die Idee ver falle, die Käufer und Verkäufer aus den Weihstätten ihres höheren Wesens (Markus 11, 15) zu vertreiben („Erst wenn wir sie vertrieben haben...“) - sie wollen alle Achternbüsche brennen sehen! Aus Liebe zum Nächsten und zum Volk soll Achternbusch in einer konzertierten Aktion auf die Streckbank des finanziellen Bankrotts:

„Ich sehe nicht ein,“ so Prälat Schätzler, „daß jemand, der sich offenbar an keine humane Ordnung gebunden weiß und dem Mitmenschen unter Berufung auf die Freiheit der Kunst ins Gesicht schlägt, mit dem Geld derer honoriert wird, die beleidigt werden.“ (FR, 3.5.83)

Abgesehen davon, daß die Gelder nicht aus den Taschen der (Gut-) Gläubigen stammen, hatten die klerikalen Radikalen noch nie ein Problem mit Menschen, wenn es um die Durchsetzung ihrer übermenschlichen Wahnideen ging. Wie anders sollte auch eine Äußerung verstanden werden, die schon jetzt verbal das Lager vorbereitet, in das die gehören, vor denen die vernünftigen Menschen geschützt werden müssen: diejenigen, die sich „an keine humane Ordnung gebunden“ wissen!

Fest steht, daß ein Viertel der Produktionskosten des „Gespensts“ aus einer Bundesfilmpreisprämie (300.000 DM) für „Das letzte Loch“ stammen. Diese zweckgebundenen Gelder müssen zur Produktion eines „neuen, guten“ Films eingesetzt werden. Drehbuch, Kalkulation (rund 550.000 DM) und Besetzungsliste lagen dem damaligen Baum-Ministerium (in dem heute der Zimmermann schafft) vor. Die Behörde bewilligte das Projekt und zahlte in Raten drei Viertel der Preis-Summe an Achternbusch aus.

Aufgrund des revidierten FSK-Beschlusses hätte die ausstehende letzte Förderungsrate von 75.000 DM ausgezahlt werden müssen. Denn zwischen FSK und Justiz existiert eine Übereinkunft, daß, wer die FSK passiert hat, nicht nur Ruhe vor strafrechtlicher Verfolgung genießt, sondern auch an der Konkurrenz um Filmförderungsprämien teilnehmen kann. Sollte ein Regisseur gegen gewisse Bedingungen verstoßen, kann allerdings das Geld im nachhinein zurückverlangt werden. Bundesinnenminister Zimmermann, ein aufrechter Christ und demokratischer Staatsmann, hat sich des Falles angenommen und erwägt, genau dies Exempel zu statuieren. In der 33jährigen Geschichte des Bundesfilmpreises wäre es das erste Mal, daß eine Förderungssumme zurückgezogen wird.

Deutschland vor

„Die Welt“ hatte noch am 28. März geurteilt, daß „Achternbusch eher ein Film von außergewöhnlichem Rang gelungen“ sei. Springer hatte sich noch nicht auf eine Linie eingeschossen, Boenisch war noch nicht Stimme der neuen Herrn, da ließ

„Bild“ schon ausrechnen, wieviel Arbeitsplätze mit dem Bundesfilmpreis für „Das letzte Loch“ hätten finanziert werden können und die „Welt am Sonntag“ warf dem Staat wieder einmal Schlappeheit vor, weil das Innenministerium - noch mit Baum-Bestand - so einen Film überhaupt gefördert habe.

„Unter dem Feuerschutz dieser und anderer Springer-Zeitungen hat die harmlose Zeile eine Flut von Protestbriefen ans Ministerium ausgelöst: über 800.“ (so „Der Spiegel 19/1983)

Da schlug Zimmermanns Stunde.-Volksnah ließ er sich, mit ausgewähltem publico, das Machwerk vorführen. Damit hatte er die Entscheidung über die Prämierung an sich gezogen. „Old Schwurhand“ fühlte sich prompt in seinem „religiösen Empfinden“ verletzt, fand „Das Gespenst“ nicht nur widerwärtig, sondern noch dazu „blasphemisch und säuisch“. Der evangelische Oberkirchenrat Hermann Kalina schimpfte gänzlich unchristlich, daß der Streifen „kein Geld des Steuerzahlers wert“ sei, der Vorsitzende der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, Rudolf Stefen, empfahl Zimmermann pädagogisch seelenvoll, dem Film-Bajuwaren die letzte noch ausstehende Rate als „Mitleidsprämie“ zu überweisen, „damit er künftig die Finger von Stoffen läßt, die er nicht bewältigt.“ (SZ 5.5.83)

Gleich, wie die Entscheidung des „Kopf-ab-Propheten“ ausfällt: die derzeitigen Zustände lassen keine Illusionen über das Modell Deutschland mehr zu. Diejenigen, die demnächst nur noch das Gras zum Hineinbeißen zwischen die Zähne bekommen, sollen und wollen ihr Elend mit höheren Weihen präsentiert sehen - damit sie zumindest in „gutem Glauben“ ihren Egoismus dem großen Ganzen opfern und verrecken dürfen. Das Schlachtfeld will schließlich auch mit dem Medium geistiger Erneuerung bestellt sein. Wer daran (vor-)erinnert, wer davon spricht, daß Friedens- und nationale Interessensicherung die Gründe für den nächsten Krieg benennt und diesen damit vorbereitet, gilt als Parasit, Pessimist, Nihilist, Störer usw.: die Begriffe sind so bekannt wie austauschbar.

Wie immer die Verräter an der guten westlichen Sache tituliert werden sollten, die Inquisition gegen sie ist eingeleitet. Achternbusch jedenfalls - „Was soll ich ohne Geld machen?“ - wird weitermachen. Falls es keine Subventionen mehr gibt, „dann mach i halt wieder kleine Filme, so wie früher.“ So ist's ja auch, was sich da abspielt: „wie früher“!

(1) Wenn Poldi und Zisti, die beiden von der Polizei, mit nackten Ärschen über ihren Schnapsgläsern hokken, nicht einmal die Scheiße produzieren können, die sie bestellt haben und sich dann aus Freundschaft gegenseitig erschießen - dann ist das schon einen Eingriff Zimmermanns wert (s.u.)!

(2) aus der „Entscheidung mit Begründung“ des Hauptausschusses - der 2. Instanz - der FSK vom 20.4.1983, Prüf.Nr. 53 791

(3) ebda.

(4) Vollständig zitiert nach Stuttgarter Zeitung, 16.4.1983

(5) Mitte Mai erhielt Achternbuschs „Der Depp“ das Prädikat „Besonders wertvoll“ verliehen.

(6) „Das Menschenrecht der Freiheit hört auf, ein Recht zu sein, sobald es mit dem politischen Leben in Konflikt tritt, während der Theorie nach das politische Leben nur die Garantie der Menschenrechte, der Rechte des individuellen Menschen ist, also aufgegeben werden muß, sobald es seinem Zwecke, diesen Menschenrechten widerspricht.“ (Marx)

(7) Ein Sprecher der FSK, einer „staatlich delegierte(n) Exekutive“ - so das Roxwohlt-Film-Lexikon - „mit öffentlich-rechtlicher Entscheidungsbefugnis“, die „zivilrechtliche Voten abgibt“ aber als private Institution der Filmwirtschaft lediglich den Zweck verfolgt, diese und „die ihr angeschlossenen Verbände (Produzenten, Verleiher) vor finanziellen Verlusten zu bewahren“: „Wir sind eine gerichtsähnliche private Instanz. Da wir in einem Rechtsstaat leben, gibt es eben auch die Möglichkeit der Berufung. Das hat der Verleih wahrgenommen. Und daß ein Urteil in der 2. Instanz aufgehoben wird, das soll in einer Demokratie ja schon einmal vorkommen.“ Kurz: keine besonderen Vorkommnisse!



„500 Jahre Unterwerfung sind zuviel“

Über die Organisation indianischen Widerstands heute

Die nordamerikanische Indianerbewegung ist schon seit Jahrzehnten aktiv und ist spätestens durch ihre Besetzung der Gefängnisinsel Alcatraz im Jahre 1969 ins Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit getreten. Viel weniger bekannt ist vorderhand noch der Kampf der zahlreichen süd- und mittelamerikanischen Indianerbewegungen, von denen die meisten in den letzten fünf bis zehn Jahren entstanden sind. 1980 haben sie sich zum „Südamerikanischen Indianerrat“ (CISA) zusammengeschlossen, um ihrem Kampf für politische und kulturelle Autonomie auch auf internationaler Ebene zu beginnen. Beat R. Dietschy (Peru) hat verschiedenen Treffen regionaler Indianerbewegungen sowie dem 2. Kongreß des CISA, der im März dieses Jahres in Tiwanaku (Bolivien) stattfand, beigewohnt. Er schildert Ursprung und Geschichte des indianischen Widerstands; sein Kongreßbericht folgt in der nächsten Nummer.

Inkarri - ein Mythos

„Der Inka, heißt es, kam von Cuzco. Die Pichinchurro-Vögel grüßten und erfreuten ihn unterwegs. Er hatte blutige Füße vom langen Gehen. Die Menschen in den Dörfern mischten sein Blut mit der Erde. So haben wir den Ackerbau gelernt, wie wir ihn bis heute betreiben. Seine Frau begleitete ihn. Der Vater des Inka war die Sonne, die Mutter eine unwissende, verlassene, hungerleidende Frau. Vielleicht damit sie nicht mehr litt, gab er ihr diesen Sohn, der in wenigen Jahren sehr stark sein würde, stärker und jünger als die jetzigen Menschen, die furchtsam sind und vergessen ihren Weg gehen wie die Käfer auf den Straßen.

Vater Sonne hatte noch einen anderen Sohn namens Espanarri. 'Warum ist mein Bruder so ungeheuer mächtig und kann alles vollbringen? Mich sollen sie achten, nicht ihn, der blutige Füße hat. Ich bin schöner und mein Geschlecht ist größer!' Bevor er ihn tötete, legte 'Espanarri' ihm einen Brief hin, Inkarri hinterließ ihm Kipus. 'Die Welt schritt voran. Die Erde bebte und das Haupt von Inkarri verbarg sein Bruder. Seither erhoben sich die Schlächter.'“

Dieser Mythos - vor wenigen Jahren in Ayacucho vom peruanischen Anthropologen Alejandro Ortiz notiert (1) - übermit-

telt die Geschichte der spanischen Invasion und der blutigen Unterwerfung der ursprünglichen Bewohner des amerikanischen Kontinents, so, wie sie sich für deren Nachfahren bis heute darstellt. Der Inka ist die Verkörperung der Andinen, auf Ackerbau fussenden Kulturen, ein kraftvoller Sohn von Mutter Erde; die jedoch ist zunächst arm, und es kostet viel Blut und Mühe, hier eine so hohe Kultur zu entwickeln, wie es die alperuanische war. Die Kartoffel etwa, die Europa von periodischen Hungersnöten befreit hat, ist eine ihrer vielen Errungenschaften.

Die „blutigen Füße“ dieser agrarischen Gesellschaft weiß der spanische König - manchmal ist auch „Sucristo“, Jesus, der Gegner des Inka - nicht zu schätzen. Als Zeichen seiner Überlegenheit präsentiert er ein beschriebenes Papier, Symbol der europäischen Schriftkultur. Doch Inkarri, wenn er auch nicht über die Schrift verfügt, hat ihm durchaus Gleichwertiges entgegenzusetzen: die Kipus, Inbegriff des inkaischen Rechensystems. Denn die Wirtschaft der alten Peruaner beruhte auf einem System der Konservierung, Lagerung und Verteilung von Lebensmitteln, das der großen Bevölkerung im Gegensatz zu heute eine ausreichende Ernährung zu garantieren vermochte. Die Kipuschnüre dienten der dazu erforderlichen Verwaltung des Inkastaates als Informations- und Kalkulationsmittel.

Die Enthauptung Inkarris erinnert an die des letzten regierenden Inkas, Tupac Amaru, 1572 in Cuzco. Doch deutet diese Verstümmelung des Kulturbringers zugleich den Beginn einer beispiellosen Unordnung im Gefüge der Welt an.

Ein Volk, das ein anderes unterdrückt.

„Ein Volk, das ein anderes unterdrückt, kann niemals frei sein“, prophezeite Inka Yupanqui, der von den Spaniern 1533 umgebracht wurde. In der Tat bildete die brutale Unterdrückung der Indianer nur die Hauptachse eines Jahrhundertlang währenden Systems kolonialer Ausbeutung der „Neuen Welt“. Die Linie dieser Geschichte

der Vergewaltigung eines Volks verläuft ununterbrochen bis in die Gegenwart: Landraub, Versklavung der Indianer, erst im System der Encomienda (2), hernach als land- und rechtlose Landarbeiter, die Ausbeutung der Bodenschätze bis zur Zerstörung des ihnen verbliebenen Lebensraums und die systematische Vernichtung ihrer Kultur und Lebensweise dauern an. „Das alles geschieht im Namen des Fortschritts, von Wissenschaft und Technik, im Namen Gottes und der Zivilisation“, vermerkt 450 Jahre später eine Zeitung der ecuadorianischen Indianerbewegung.

Die Mapuche haben den Invasoren im heutigen Süden Chiles bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts erfolgreichen und heldenhaften Widerstand geleistet. Dennoch reduzierte sich ihre Zahl schon in den ersten Jahrzehnten der spanischen Eroberung von etwa 2 Millionen auf rund die Hälfte. In Brasilien, wo ursprünglich gegen 7 Millionen Indianer lebten, sind es heute kaum noch 200.000. In Uruguay gibt es keine mehr.

Die physische Ausrottung der amerikanischen Urbevölkerung ist mit dem Ende der Conquista, ja selbst dem Ende der Kolonialzeit noch keineswegs vorbei. In Guatemala, einem der wenigen Länder, das noch immer eine indianische Mehrheit besitzt, sind allein unter der jetzigen Regierung von Rios Montt mehr als 300 indianische Dörfer vom Militär niedergebrannt und mehr als 12.000 Menschen in weniger als einem Jahr ermordet worden.

Daneben gibt es die nicht so spektakulären, aber nicht weniger folgenreichen Formen des Genozids, die von der Unterernährung marginalisierter indianischer Sektoren über Krankheiten und Seuchen bis hin zu staatlichen Programmen zur Geburtenkontrolle reichen. Für das Austilgen indianischer Völker und Kulturen ist aber auch die systematische Integration in die nationalen Gesellschaften verantwortlich, welche den Grundpfeiler der Indianerpolitik aller lateinamerikanischen Staaten von Brasilien bis Nicaragua - darstellt.

Sicherlich gibt es auch einen Prozess der ökonomischen und kulturellen Integra-

tion, der selbst vor den entlegensten Dörfern nicht halt macht. Wo gibt es heute nicht Coca-Cola, Aspirin oder Plastikwaren zu kaufen? Der Ausbau der Verkehrswege, Massenmedien und nicht zuletzt die staatlichen Schulen tragen das ihre zum unaufhaltsamen Vormarsch unserer Zivilisation bei. Aber führt er wirklich zu einer „Integration“?

„Der zivilisierte Indianer“, stellt Mark Münzel fest, „sieht sich am Ende der Geschichte seiner Akkulturen trotz aller ethnischen Verwandlungen, die er durchgemacht hat, vor einer Mauer der Diskriminierung, die ihn dazu verurteilt, 'Eingeborener' zu bleiben“ (3). „Die Indianer werden ihrer eigenen Kultur entfremdet, aber nicht wirklich integriert.“ Sie selber erklären: „Die Usurpation unseres Landes durch die Invasoren bedeutete den Untergang unserer Organisationen und unserer Kultur. Sie bedeutete den Einbruch einer fremden Regierung und Kultur, die unsere Reichtümer in Besitz zu nehmen und auszubeuten und unsere Kultur, Religion und Lebensweise auszuradieren suchte. Die Kolonisierung (4) bedeutet die Zerstörung der kollektiven und gemeinschaftlichen Arbeit, die Einführung des Privateigentums und damit der Diskriminierung und Ungleichheit in unseren Gemeinden.“ (5)

Die Politik der Integration bedeutet vielfach nichts anderes, als die Existenz anderer ethnischer Gruppen als der regierenden weißen bewußt zu ignorieren. Eine Folge der bolivianischen Agrarreform von 1953 war, daß fortan nur noch von „Campesinos“, also Bauern oder Landarbeitern die Rede war, „Indios“ existierten nicht mehr. Vor kurzem wurde das Volk der Tupinikin im brasilianischen Staat Espirito Santo zwangsemanzipiert, d.h. es wird auf Grund des Gutachtens einer Anthropologin der *Funai*, der staatlichen Indianerstiftung, fortan nicht mehr unter die indianische Bevölkerung Brasiliens gerechnet. Die Folge: der gesetzliche Schutz für indianisches Territorium fällt für das Land, das sie bewohnen, weg.

Für Pinochet gibt es überhaupt keine

eingeborene Bevölkerung Chiles. In der Volkszählung vom 21. April 1982 wurden die Mapuche und andere ethnische Minderheiten nicht berücksichtigt - es gibt nur Chilenen. Funktionäre des *Indap*, einer Behörde, die für die Entwicklung der Landwirtschaft zuständig ist, forcieren die Parzellierung des Landes, das den Mapuche noch verblieben ist. Privateigentümer werden aber nach Art. 1 des Gesetzes 2568, das Pinochet 1979 erlassen hat, nicht mehr als Eingeborene betrachtet, das Land kann verkauft werden. Die Mapuche verlieren nicht nur ihre kommunale Sozialorganisation, die auf dem Kollektiveigentum beruht, als Inhaber kleinster Parzellen werden sie auch eine leichte Beute von Großgrundbesitzern, die ihre Verschuldung ausnutzen.

Für Jose Carlos Morales, Brunka von Costa Rica und Präsident des Weltrats der eingeborenen Völker, ist darum die Politik der Integration nur „eine versteckte Art und Weise, uns als Völker mit eigenem Recht und eigener Kultur zum Verschwinden zu bringen“ - ein „Integratid“.

Indianischer Widerstand: Inkarri kommt wieder

Entgegen dem weitverbreiteten Vorurteil vom Indianer als passivem Opfer spanischer Willkür, stellt die Geschichte seiner Unterjochung eine Geschichte permanenter Rebellion und erbitterten Widerstands dar. Die Mapuche stahlen den Invasoren geschickt eines der Geheimnisse ihres Erfolg: die Pferde, und erreichten nach über 100jährigem Krieg einen Friedensschluß, der ihnen die Unabhängigkeit ihres Territoriums garantierte. Der Mapuche-Staat hatte Bestand bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts. (6) Im Chaco und in Brasilien gab es guerrillamässig geführte Kriege bis in unser Jahrhundert.

In Peru erhoben sich die Besiegten beständig: unter Manko Inka 1535/36, unter Juan Chocne 1565, in Yanahuara 1596, Songo 1622-26, im Nataro-Tal 1656-60. Ein inkaischer Reststaat behauptete sich noch ganze 40 Jahre und wurde 1572

mehr von den Pocken als von den Spaniern geschlagen. An die letzten regionalen und lokalen Aufstände können sich die alten Leute im Hochland noch erinnern.

Ernsthaft in Frage gestellt wurde die spanische Herrschaft namentlich in den Jahren 1780/81, als eine Rebellion den gesamten Andenraum von Cuzco bis La Paz erschütterte. Der Anführer der Bewegung, Jose Gabriel Condorcanqui, nahm den Namen seines Vorfahren, des letzten regierenden Inkas Tupac Amaru an.

So bleibt der inkaische Widerstand latent - bis heute. In der Tat ist nach dem anfangs zitierten Mythos das Haupt des Inka nur verborgen und die Geschichte nimmt in allen überlieferten Varianten eine überraschende Wendung: „Das Blut Inkarris lebt weiter im Grund unserer Mutter Erde. Gewiß wird der Tag kommen, an dem sein Haupt, sein Blut und sein Körper sich wieder vereinigen müssen. An diesem Tag wird es beim Einnachten Tag werden, die Reptilien werden fliegen. Die Lagune von Parinacochas wird austrocknen. Dann wird das große Volk, das unser Inkarri nicht vollenden konnte, von neuem sichtbar sein.“

Heute, zweihundert Jahre nach dem mißglückten großen Aufstand von Tupac Amaru II., erleben wir, „daß sich die zerstreuten Glieder des Inka vereinigen“, meinte ein Teilnehmer am Gründungskongreß der ersten gesamtperuanischen Organisation im November des vergangenen Jahres. Und das neue „Movimiento Indio Tupac Amaru“ (MITA) steht nicht allein da. In ganz Südamerika sind in den letzten Jahren autonome indianische Bewegungen zu beobachten, die sich in regionalen und nationalen Organisationen zusammenschließen, 1980 zudem im „Indianerrat von Südamerika“.

In Venezuela kam es schon 1973 zur Bildung einer „Confederacion indigena de Venezuela“, 1975 wurde die „Asociacion idigena de la Republica Argentina“ (AIRA) gegründet, am 12. September 1978 in Chile die Organisation der Mapuche (Centros de Culturas Mapuches de Chile, heute: Asociacion gremial ad Mapu) erneuert. Im

selben Jahr entstand in Bolivien das „Movimiento Indio Tupac Katari“ (MIT-KA), eine Einigung der verschiedenen bolivianischen Organisationen und Strömungen ist noch nicht zustande gekommen. 1980 kam es in Ecuador und Kolumbien zu ersten nationalen Treffen und zur Bildung nationaler Organisationen. In beiden Ländern gibt es schon seit Jahren gut organisierte regionale Bewegungen (Consejo Regional Indigena del Cauca in Kolumbien und die seit 1963 existierende Federacion der Shuar im ecuadorianischen Tiefland). Auch in Brasilien ist trotz der großen Distanzen und der Vielzahl indianischer Sprachen ein landesweiter Organisationsprozess in Gang gekommen, der schließlich zur Bildung der „Uniao das Nacoes Indigenas“ (UNI) geführt hat. Ebenso existiert eine paraguayische Organisation (Asociacion de Parcialidades Indigenas del Paraguay).

Vertreter aller dieser Bewegungen trafen sich im März 1980 im Inka-Heiligtum von Ollantaytambo bei Cuzco (Peru) und beschlossen die Gründung eines „Consejo Indio de Sud America“ (CISA). Bereits 1975 war in Port Alberni (Kanada) der „Weltrat der eingeborenen Völker“ gegründet worden, dem neben den Indianern Nord-, Mittel- und Südamerikas die Ureinwohner Australiens und Neuseelands sowie die skandinavischen Samen angehören - mit Kurden, Aynus (Japan) und einigen ethnischen Gruppen Indiens, Thailands und Ostafrikas bestehen vorerst nur Kontakte. Weltrat und südamerikanischem Rat sowie dem „Internationalen Indianischen Vertragsrat“ (International Indian Treaty Council) ist es zu verdanken, daß heute endlich auch die Stimme des „roten Mannes“ im Konzert der Vereinten Nationen zu hören ist. Als nicht-staatliche Organisation können sie zumindest in einem der UN-Hauptorgane, dem Wirtschafts- und Sozialrat, das Lebensrecht der „ersten Nationen“ Amerikas vertreten. Vom „Weltrat der eingeborenen Völker“ wird ein Entwurf für eine Konvention über die Rechte dieser Völker demnächst der UNO vorgelegt werden.

Der Organisationsprozess der indianischen Völker ist erstaunlich:

waren es noch vor 10 Jahren hauptsächlich die nordamerikanischen Verbände, die von sich reden machten, so haben sich unterdessen auch die meisten süd- und mittelamerikanischen Indianer organisiert - ein Novum in der Geschichte dieses Kontinents. In Mexiko fand 1980 ein erstes nationales Treffen unabhängiger indianischer Organisationen statt, ein Jahr später wurde die „Asociacion Indigena de Costa Rica“ ins Leben gerufen und ebenfalls 1981 in Panama ein internationales Forum zur Verteidigung des Guaymi-Volkes abgehalten. Ein zentralamerikanischer Dachverband, der „Consejo Regional de Centro America“ (CORPI) existiert schon seit 1977. „Inkarri“ nimmt also auf dem ganzen Kontinent Gestalt an.

Die Bewegung in den verschiedenen Ländern sind weitgehend unabhängig von einander entstanden. Sie sind nicht das Werk einer Parteizentrale, und einen Lenin der indianischen Internationale, wie ihn der indigenistische Anthropologe Luis E. Valcarcel vor einem halben Jahrhundert prophezeit hatte, gibt es nicht. Wieso also dieses spontane Erwachen des Indianismus?

Bauernverbände und linke Parteien, die bisher einen Teil der indianischen Landbevölkerung für ihre Ziele zu mobilisieren verstanden, haben gerade zur Ausbildung eines ethnischen Bewußtseins nichts beigetragen. Der „Indigenismus“, der in den 20er Jahren aufkam, war in der Hauptsache eine literarische Strömung von europäisch gebildeten Intellektuellen, die das Evangelium des „neuen Indianers“ predigten. Anthropologen und Kirchenleute sind seither in die Fußstapfen des Indigenismus getreten und haben namentlich in den 70er Jahren wichtige Konferenzen wie diejenigen von Barbados (1971 und 1977) durchgeführt. Die zur zweiten Konferenz von Barbados eingeladenen Indianervertreter gaben den Anstoß zur Gründung des südamerikanischen Indianerrats.

Mag sein, daß die indianischen Intellektuellen - die aus den in den 50er Jahren in

vielen Ländern verbesserten Schulen auf dem Land kommen - in ihrer indianisch-westlichen Doppexistenz auf den Antagonismus der Kulturen und die anhaltende rassistische Diskriminierung besonders empfindlich reagieren. Ihre Identität finden sie selber aber nur in der gemeinschaftlichen Organisation des Lebens und Alltags, die in enger Beziehung zur natürlichen Umwelt steht: die eigentliche Kraft der Erneuerung kommt nicht von Einzelnen, sondern von den indianischen Gemeinden, die bei aller Akkulturation doch tragende Strukturen ihrer kollektiven und kommunitären Lebensweise bewahrt haben.

Warum aber dann gerade jetzt das indianische Erwachen? Salvador Palomino, einer der Begründer des CISA, gibt mir darauf eine Antwort aus seiner Tradition: es sind nun schon 491 Jahre her, daß die Spanier kamen. Die indianische Geschichtsauffassung ist nicht linear wie die unsere, sie kennt vielmehr Zyklen, die, wie uns etwa der berühmte Chronist inkaischer Abstammung, Guaman Poma, überliefert, jeweils 500 Jahre betragen. Jeder Zyklus wird eingeleitet von einem „Pachacuti“, einer von Naturkatastrophen begleiteten Umwälzung und Wiederherstellung der alten Ordnung.

„Der Indianer ist das Land“

Obwohl es die lokalen Gemeinschaften sind, auf denen sie aufbauen, stimmen die verschiedenen Bewegungen in so viel überein, daß ohne weiteres von einer Indianerbewegung mit regionalen Unterschieden gesprochen werden kann. Die Unterschiede haben zudem viel mit der politischen Konjunktur des jeweiligen Landes zu tun.

Gemeinsam ist ihnen der Name: wiewohl sie die aufgezwungenen christlichen Eigennamen und die Heiligen ablehnen, die überall die alten Ort- und Landschaftsnamen verdrängt haben - San Juan de..., San Martin de... - so beharren sie doch auf dem Irrtum des Kolumbus: „Wir nennen uns Indianer, denn unter diesem Namen haben sie uns 5 Jahrhunderte lang unterjocht, und unter diesem

Namen werden wir uns von ihnen befreien“, erklärt die Versammlung des CISA-Gründungskongresses 1980 in Cuzco.

Gemeinsam ist auch der Kampf um „Anerkennung unserer bürgerlichen und politischen Rechte“ und das „Wiederentdecken und Aufwerten der Lebensart unserer Vorfahren“ (Resolution des 2. CISA-Kongresses vom März dieses Jahres in Tiwanaku), also um politische, territoriale und kulturelle Autonomie. Auf die letztere bezieht sich insbesondere die immer wieder erhobene zentrale Forderung nach eigenen und zweisprachig geführten Schulen. Denn der Unterricht ist in den meisten Fällen in Händen auswärtiger Lehrer, spanisch, thematisch auf die Lebensbedingungen der kreolischen Oberschicht in den Städten zugeschnitten und bedeutet somit eine massive Entfremdung für die Schüler indianischer Gemeinden. In diesem Sinne erklärte bereits das 1974 in Paraguay versammelte internationale „Indianerparlament“: „Wir, die einheimischen Völker Amerikas, respektieren die Kultur und Sprache anderer Zivilisationen, und wir fordern, daß sie uns mit allen unseren Werten respektieren.“ (7)

„Unter unseren kulturellen Werten“, hielt der 2. Kongress des CISA dieses Jahr fest, „betonen wir hauptsächlich die Organisation unserer Gemeinden und den tiefen Respekt vor der Natur und den Wesen, die sie ausmachen.“ Im Zentrum indianischen Denkens steht zweifellos das Verhältnis der Gemeinschaft zu Pachamama, zur Mutter Erde. Es äußert sich in zahlreichen Riten und Handlungen, die Dankbarkeit und den Willen zur Erhaltung des natürlichen Gleichgewichts bezeugen. Der Gegensatz zum westlichen Ausbeutungsstandpunkt könnte nicht größer sein.

Mapuche z.B. heißt „Menschen der Erde“. Es ist offensichtlich, daß die mit der Expansion von Großgrundbesitzern, Ölkonzernen oder Holzfirmen einhergehende Trennung des Indianers von seinem Land einem Ethnozid gleichkommt. Nicht nur beraubt sie ihn seiner traditionellen Lebensgrundlage und führt in manchen Fällen zur Zerstörung der Umwelt oder der Erschöpfung natürlicher Ressourcen wie

Wald, Wild- und Fischbeständen. Die der Erschließung und Kolonisation, d.h. vor allem: der Kommerzialisierung des Landes förderlichen Gesetzgebungen zerstören die indianischen Strukturen selbst da, wo sie sie zu schützen vorgeben. Denn die Einführung des Privateigentums liquidiert die Lebensbasis der Gemeinden, die für die Formen kollektiver Arbeit und gegenseitiger Hilfe konstitutiv sind.

Allein schon die Perspektive des westlichen Rechts versetzt den Indianer ins Unrecht. „Die Weißen sagen, man brauche unbedingt eine Urkunde, ein Papier, wenn man Anspruch auf ein Land haben will. Die Schöpfung gab niemals solche Besitzkunden an die Menschen“, heißt es überzeugend in einer Erklärung der Mohawk. (8). Und das Indianerparlament in Paraguay stellte fest: „Der Indianer ist seit alten Zeiten Eigentümer des Bodens; der Boden gehört dem Indianer. Der Indianer ist das Land selbst.“ (9)

Doch die Forderung des CISA, daß die indianischen Gemeinden - ob mit Rechtstiteln ausgestattet oder nicht - „als Eigentümer von Grund und Boden, Wasser und Luft anerkannt werden, welche darum auch an niemanden sonst übertragbar sind“, findet bei den Gerichten selten Gehör. Viele Gemeinden warten seit Jahren auf die Verleihung längst in Aussicht gestellter Rechtstitel. So forderten die Autoritäten mehrerer Gemeinden des peruanischen Tieflands vor kurzem am Einheitskongress aller Bauernorganisationen des Landes einmal mehr die Übergabe der entsprechenden Dokumente. Doch die Regierung zögert noch immer - sie hat eine Reihe gigantischer Entwicklungsprojekte in Planung, so etwa das mit Hilfe der Weltbank und der Interamerikanischen Entwicklungsbank finanzierte „Spezialprojekt Pichis-Palcazu“, das u.a. den Bau einer Stadt, eines industriellen und Verkehrszentrums „mitten im Herzen der Selva“ beinhaltet. Im Rahmen dieses Projekts hat Präsident Belaunde unlängst 132 Rechtstitel überreicht - unter den Begünstigten waren allerdings neben den dort ansässigen Campa auch zahlreiche Neusiedler.

Nationen, nicht „Stämme“

Ein gemeinsames Anliegen der im CISA organisierten Indianerbewegungen ist die Wiedererlangung ihrer Autonomie. „Wir kämpfen für die Errichtung einer gerechten und menschlichen Gesellschaft, in der die einheimischen Völker sich selbst bestimmen können.“ Dieser Kampf gestaltet sich freilich von Land zu Land sehr verschieden, je nach dem demographischen Gewicht, dem Grad der Akkulturation und den spezifischen historischen Erfahrungen eines Volkes.

In Kolumbien beispielsweise, wo die Indianer in einer klaren Minderheitsposition sind, geht es ihnen hauptsächlich um die Verteidigung ihres Landes (z.B. gegen Staudammprojekte) ihrer kulturellen Identität sowie um den Ausbau von Strukturen dörfliche und regionaler Selbstverwaltung. In Peru oder Bolivien dagegen streben sie zumindest längerfristig die Übernahme der Macht durch die indianische Mehrheit an. Ausschlaggebend für diese momentan utopisch scheinende Option ist sicherlich, daß im Andenraum im Unterschied zu anderen Regionen schon in vorspanischer Zeit größere Staatsgebilde existierten.

In jedem Fall aber wehren sie sich dagegen, als simple soziale Klasse eingestuft und von linken Parteien ins Schlepptau genommen zu werden. Besonders in Peru und Bolivien haben es die neuen Indianerbewegungen satt, nur den Zankapfel sich befehlender Genossen aus der Stadt zu spielen, die sich im dogmatischen Kopieren europäischer oder chinesischer Vorbilder zu übertreffen suchen. „Entweder wir kommen geleitet von unserem eigenen Denken vorwärts“, meinte Ramiro Reynaga schon am ersten Kongress des CISA in Cuzco, „oder wir werden durch das europäische Denken lahmgelegt. Entweder denken wir nach, um unsere eigenen Lösungen für die Befreiung zu schaffen, oder wir wiederholen auswendig gelernte fremde Rezepte.“

So werden Theorien, welche den Befreiungskampf der Indianer auf einen herkömmlichen Klassenkampf unter der Ägide des großstädtischen Proletariats reduzieren, nicht zu Unrecht als Produkt dersel-

ben Gesellschaft betrachtet, die auch die bestehenden Klassenverhältnisse hervorgebracht hat. „Mögen wir auch vielleicht mit dem Marxismus in einigen Punkten übereinstimmen“, meinte Salvador Palomino in Tiwanaku, „wir haben als Indianer unsere eigene Philosophie und Ideologie und müssen unsere eigene Politik der Befreiung entwerfen. Wir haben unsere Arbeit auf der Basis der 'Indianidad' aufgebaut und haben bewiesen, daß wir weder rechts noch links sind, daß wir nicht nur soziale Klassen sind und auch nicht einfach als Arme gegen Reiche kämpfen. Sondern wir identifizieren uns mit der Indianidad, und als Indianer sind wir ein Volk, sind wir Nationen!“

Das macht die Radikalität der neuen Indianerbewegung aus: trotz oder vielleicht gerade wegen des ständig zunehmenden Assimilationsdruckes der Zivilisation der Sieger versteht sie sich als Befreiungsbewegung unterdrückter Völker, von Nationen, die in der Tat weder von den Prozessen der Entkolonialisierung nach dem zweiten Weltkrieg noch von denen profitiert haben, die zu Beginn des letzten Jahrhunderts zur Unabhängigkeit der meisten lateinamerikanischen Republiken geführt haben. Im Gegenteil: ihre ökonomische und soziale Situation verschlechterte sich noch in vielen Fällen.

Die liberale peruanische Verfassung von 1828 stellte sie den alten Herren gleich - und lieferte sie ihnen zugleich aus. Was half ihnen Stimm- und Wahlrecht, da sie nun auch das Recht hatten, ihr Land zu verpfänden und zu verkaufen? Die Herren machten von diesem neuen „Recht“ sogleich Gebrauch. Die Abhängigkeit „in Freiheit“ führte dazu, daß die Dorfgemeinschaften innerhalb weniger als 20 Jahren die Hälfte ihres Landes verloren hatten.

Kein Wunder, daß die Indianer den Stolz der lateinamerikanischen Republiken auf ihre nationale Unabhängigkeit, auf ihren Befreiungskrieg, auf Simon Bolivar nicht teilen. „Der 28. Juli z.B. in Peru, - den sie den Tag der Befreiung der Peruaner nennen - für uns ist das nur ein Herrschaftswechsel. Die ausländischen Unterdrücker gingen, aber es blieben die inländischen“ (S. Palomino).

*Manco Kapac, legendärer Gründer des Inkareiches; Statue in Puno, Peru
(Foto: Beat Dietschy)*



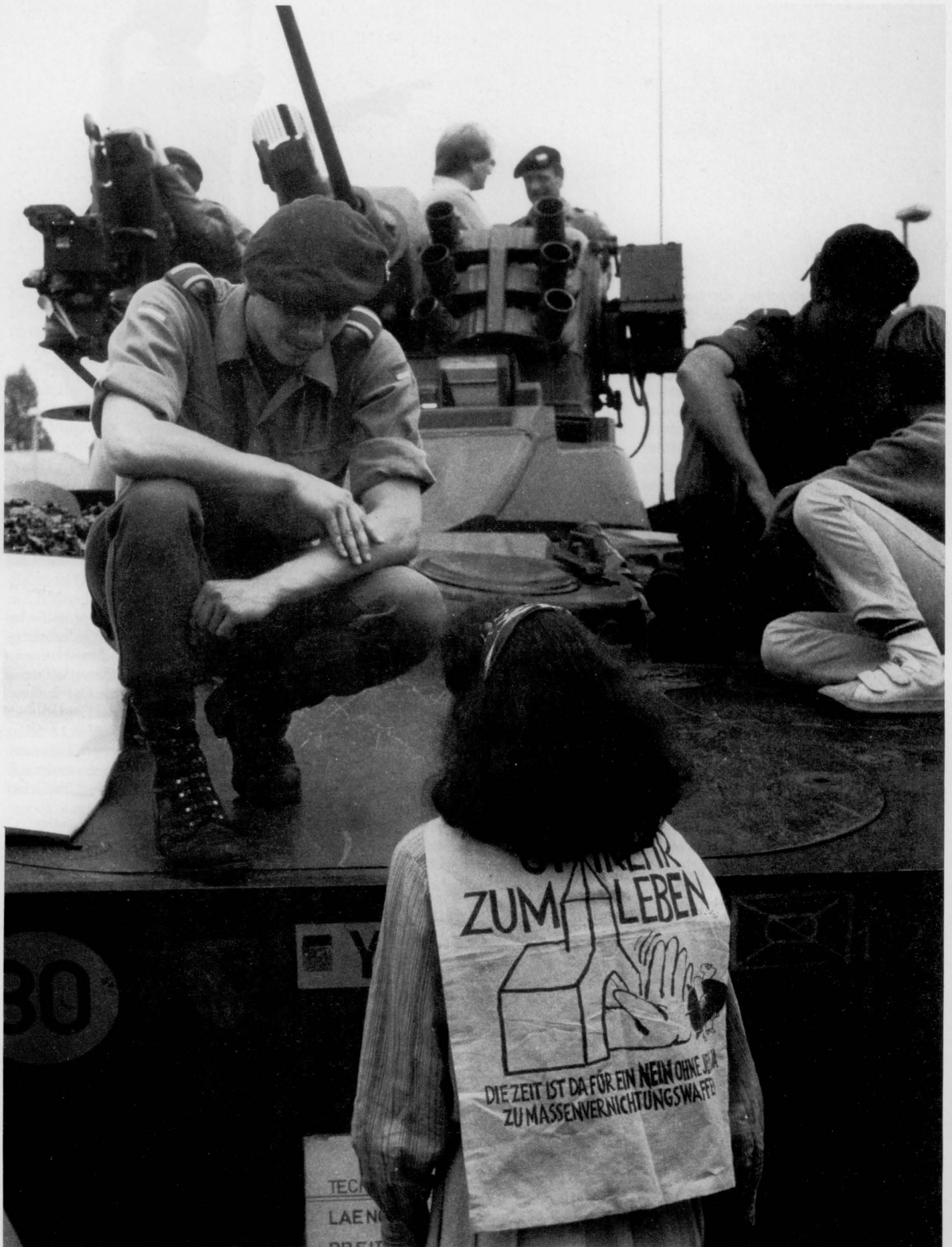
Für die Indianer hat sich seit der Eroberung nicht viel geändert. „Die Barbaren sind nicht vollständig ohne Vernunft, aber sie unterscheiden sich so wenig von den vernunftlosen Wesen, daß sie anscheinend nach unseren humanen und staatsbürgerlichen Anschauungen nicht geeignet sind, einen legitimen Staat zu gründen und zu verwalten“, heißt es in den Vorlesungen des Dominikanermönchs Francisco de Vitorio „Über die kürzlich entdeckten Inder und das Recht der Spanier zum Krieg gegen die Barbaren“ (10). In den heutigen Nationalstaaten kreolischer Prägung ist nicht einmal Platz für einen ethnischen Pluralismus oder für die Anerkennung von Indianersprachen als zweite Landessprachen (mit Ausnahme Paraguays und kurzzeitig Perus). In Brasilien haben die Indianer vor dem Gesetz noch immer den Status von Minderjährigen und die Haltung vieler Ministerien auch außerhalb Brasiliens gegenüber indianischen Forderungen ist nicht weniger paternalistisch.

Diese paternalistische Politik - sei es des Staates oder von Kirchen -, „die uns in Wahrheit nie beschützte und nur die erbarmungsloseste Ausbeutung bemäntelte, läßt sich heute nicht mehr aufrechterhalten“, heißt es in einem offenen Brief des Indianischen Regionalrates des Cauca (Kolumbien). Fremdbestimmung, auch in der Terminologie, wird nicht mehr hingenommen: „Wir sind Nationen, nicht 'Stämme' oder 'Sprachgruppen'“, sagt ein Vertreter des bolivianischen Movimiento universita-

rio Julian Apaza in Tiwanaku.

So ist es nur konsequent, wenn die Indianerbewegung auf die „Wiederbegegnung“ mit der Geschichte ihrer Nationen setzt, „um das Geschick unserer Völker in unsere Hände zu nehmen“. Der 2. Kongress indianischer Völker und Organisationen Südamerikas, der vom 6. bis 13. März dieses Jahres im bolivianischen Tiwanaku durchgeführt wurde, führte zu einer solchen Wiederbegegnung in mehrfacher Hinsicht.

- (1) A. Ortiz, *De Adaneva a Inkari. Una vision indigena del Peru*. Lima 1973, S.137ff.
- (2) *Die Encomienda bestand im von der spanischen Krone verliehenen Recht der Konquistadoren und ihrer Nachfahren, eine bestimmte Anzahl von Indianern zur Zwangsarbeit (hauptsächlich in Minen) heranzuziehen, sowie Naturalabgaben von ihnen zu erpressen.*
- (3) M. Münzel, *Die indianische Verweigerung*, Reinbek bei Hamburg 1978, S.106.
- (4) *Gemeint ist hier nicht nur die historische Epoche der spanischen Kolonien, sondern ebenso die innere Kolonisierung der heutigen Republiken durch nationale wie transnationale Unternehmen und staatliche Erschließungsprogramme.*
- (5) *Erklärung des 2. CISA-Kongresses vom 6. bis 13.3.83 in Tiwanaku, Bolivien.*
- (6) *Vgl. M. Münzel, a.a.O., S.183ff.*
- (7) *Indianer-Reader*, hrsg. v. Oek. Ausschuß für Indianerfragen, Mettingen 1982, S.89
- (8) *Pogrom, Zeitschrift für bedrohte Völker*, Nr. 89/90, S.25
- (9) *Indianer-Reader*, S.85
- (10) *zit. nach A. Wohlgemuth, Die Urbevölkerung im internationalen Recht, in: Der Völkermord geht weiter, Indianer vor dem IV. Russell-Tribunal*, Reinbek bei Hamburg 1982, S.339f.



(Foto: Günter Zint)

Magazin

Ein Freundeskreis

Einer der engagiertesten Umweltschützer in unserem Land ist – und das allein schon von Amts wegen – unser Bundesinnenminister. Heute, wo jeder selbst-ernannte Naturschützer einen x-beliebigen Tannen-zweig in die Höhe halten darf, um das sogenannte Waldsterben zu beklagen, kann man nur dankbar sein, daß der oberste Verantwortliche für die Natur der ausgewachsene Sohn eines Holzkaufmanns ist, der selbst gut genug weiß, wie ein gesunder deutscher Wald auszusehen hat und wie nicht.

Es kann daher nur als gänzlich deplaziert gelten, wenn sich in der vergangenen Woche eine Gruppe von Kölner Bürgern zusammengesetzt hat, um dem Minister bei seinen Bemühungen mit voller Kraft in den Rücken zu fallen. Ausgerechnet im waldreichen Köln mit seinen wildromantischen Mischkulturen und seinen verträumten, fischreichen Seen mußte sich ein sogenannter „Freundeskreis“ zusammenfinden, der lauthals die notwendige „Rettung“ der Kölner Waldbestände fordert. Dieser „Freundeskreis“ begründet seinen Zusammenschluß mit dem Engagement für den Kölner Wald und einer von ihm für nötig gehaltenen „Vorsorge“ für den Fall, „daß erhebliche Teile der älteren Kölner Waldbestände künftig vor dem Absterben nicht mehr zu retten sind“. - Dem kann ein naturverbundener Kölner Normalbürger, der wachen Auges über den nördlichen oder westlichen Zubringer fährt, doch nur kopfschüttelnd widersprechen. Immerhin räumt der Freundeskreis ja ein, daß es sich nur um bedrohte „Teile“ handelt (und dabei auch nur um „ältere“), und daß diese auch nur „vielleicht“ nicht mehr zu retten sind. Aber wie so oft, und sei es auch aus ehren-werten Motiven, wird hier ein Zustand solange herbeigeredet, bis er dann wirklich da ist.

Es mag ein wenig irritieren, daß diesem Freundeskreis ausgerechnet sonst so verantwortungsvolle Persönlichkeiten wie der Vorsitzende des Waldbauerverbandes in Nordrhein-Westfalen, der Graf von und zu Hensbroech, und der Herausgeber des „Kölner Stadt-Anzeigers“ (der ja bekanntermassen auf holzfreiem Papier gedruckt wird) oder gar der Besitzer des Autohauses Franz, Herr Walter Franz angehören. Duftwasserfa-

brikant Ferdinand Mühlens, der ebenfalls zum Freundeskreis gehört (und selbst Besitzer umfangreicher und ordentlich eingezäunter Waldungen ist), sollte es doch besser wissen! Vom Oberstadtdirektor Rossa, der nunmehr durch seinen Beigeordneten erklären läßt, daß er sich an die „Spitze der Bemühungen gegen das Waldsterben“ stellen will, hat man in der Vergangenheit schon so manchen starken Spruch gehört, der dann ungenutzt herumlag.

Bedenklich wird die Sache, wenn dieser Rettungsverein nach einer „Klausurtagung“ mit einem sogenannten „Handlungskonzept“ an die Öffentlichkeit tritt, und in diesem Konzept die Aufforstung beträchtlicher Freiflächen in und um Köln fordert: Dies, so der Freundeskreis, um ein von ihm ausgemachtes „Walddefizit“ auszugleichen. Man kann sich nur fragen, wann diese Herren ihren letzten Spaziergang durch die Urlandschaft des Königsforsts gemacht haben, wo man stundenlang in vollkommener Einsamkeit und Ruhe marschieren kann und so sich Hase und Reh, Biber und Lurch tummeln, Libelle und Kohlmeise die Lüfte bevölkern... Selbst im innersten Zentrum der Stadt, auf der Nord-Süd-Fahrt, sind dieser Tage wieder Gärtnerkolonnen unterwegs, um dem satt wuchernden Grün der Mittelstreifen Einhalt zu gebieten.

Will man wissen, was der Verein - außer wohlfeilen Forderungen - zur Realisierung seiner Ideen beitragen will, so ist genauere hinzusehen. Die Vereinigung möchte - nach Bekunden ihres Sprechers, des Stadtparkassen-Vorstandsmitglieds Dr. Herbst - die Bemühungen zur Rettung des Waldes ausgerechnet mit der Gründung eines Waldmuseums einleiten! In die-

se. Die Vermutungen führen auf schwieriges Brachland. Da gibt der Freundeskreis dem Rat der Stadt sein Aufforstungskonzept mit dem Hinweis, daß nur mit seiner Zustimmung und Hilfe die vorgeschlagenen Rettungsmaßnahmen zu realisieren seien. Und daß es finanzieller Opfer seitens der Stadt bedürfe, die Freiflächen der Bewaldung zuzuführen. Fragen der Finanzierung der anvisierten Liegenschaften müßten gelöst werden; es könnten sich Entschädigungsansprüche ergeben. Daß etwa Mitglieder des Freundeskreises Besitzer von Brachland seien, sollte man selbst bei mißtrauischer Betrachtungsweise nicht annehmen. Es scheint vielmehr, daß sich hier eine Zusammenkunft von philanthropischen, gutmeinenden Persönlichkeiten von einer Modeströmung haben mitreißen lassen, bei der jedermann irgendetwas retten will, der eine gestern die Robben, der andere morgen die Kröte und den Maikäfer und heuer, weils en vogue ist, eben den Wald.

Vielleicht wissen die Herren ja gar nicht, welchen Schaden sie mit ihrem Freundeskreis anrichten. Es wäre ihnen daher zu empfehlen, daß sie sich, bevor sie neue „Konzepte“ erarbeiten, einmal mit der soeben erlasse-

nen „Großfeuerungsanlagenverordnung“ in ihr Museumsstübchen zurückziehen und in Ruhe ein wenig in ihr blättern. Da werden sie dann einmal nachlesen können, was es heißt, wirklich aufrecht und entschlossen auf die Selbstheilungskräfte der Natur zu vertrauen und ergriffen zu sein von der Erhabenheit des Deutschen Waldes, der trotz Energiebedarf und Kriegsgereitem Waldmuseum sollen dann „Pflanzen und Tiere des heutigen Waldes“ ausgestellt werden. Ein gelungener Schildbürgerstreich: Wozu brauchen wir denn ein Waldmuseum für Pflanzen und Tiere des heutigen Waldes, wenn wir sie doch in Hülle und Fülle in den grünen Märchenwäldern Kölns im Original betrachten können? In diesem Museum sollen dann auch Kammerkonzerte veranstaltet werden. Doch wann ist je ein Wald durch ein Kammerkonzert gerettet worden?

Es bleibt die Frage, ob hinter der Freundeskreisgründung nicht doch anderes stecken könnte als nur museales Interesse auch dieses Jahr wieder um einen ordentlichen Prozentsatz Zellulose weiterwächst.

Frank Grützbach, Köln

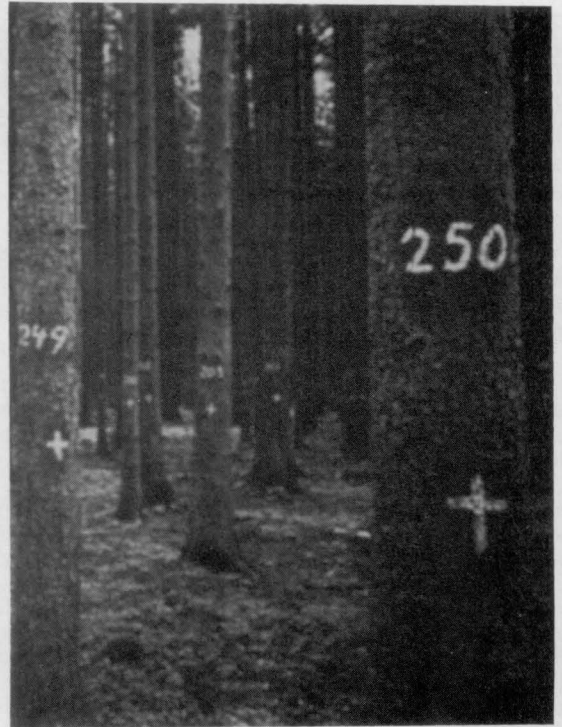


Foto: Susanne Klippel

Anton Webern heute: Eine unzeitgemäße Utopie?

War Anton Webern einer der großen Anreger der zeitgenössischen Musik seit Ende des 2. Weltkrieges oder war er Vollender der zweiten Wiener Schule? Ist seine Musik „antizipierender Imago einer künftigen Gesellschaft“ – wie Heinz Klaus Metzger jetzt formulierte – oder ist sie Abbild ihrer Zeit, ist sie Musik der Verweigerung, des Verstummens oder Musik des Aufbruchs? Die „Tage für neue Musik“ in Stuttgart, die jüngst ihren Schwerpunkt auf das Werk Weberns (im Jahre seines 100. Geburtstags) legten, konnten und wollten wohl auch keine schlüssige Antwort geben auf die Frage nach der Rolle Weberns für die jüngste Musikgeschichte.

Metzger, der in den fünfziger Jahren daran beteiligt war, die „Vaterfigur Webern“ zu installieren, war eingeladen, über die „mögliche Zukunft Webern“ zu sprechen. Die Musik Weberns sei heute, im Zeichen der „herrschenden Epochalakustik“, der „lückenlosen Permanenz unserer Klangumgebung“, ganz unzeitgemäß. Wo finde man den Raum fragt Metzger, wo die Ruhe, die nötig sei für den „Gestus des Lauschens“ (Adorno), die Grundhaltung für die Begegnung mit dem Oeuvre Weberns. Selbst in die Villengegenden dringe heute der unerbittliche Lärm des Motorradauspuffs, jener analerotischen „Prothese verkümmelter Organe“. Metzgers apokalyptische Skizzierung der akustisch „verkehrten Welt“ trug die Züge einer enormen analen Perverterung des heutigen Menschen. Er plädierte – um im Bilde zu bleiben – für die sanften Winde oder, im Sinne Weberns, für die Reinheit der Musik. Er plädierte aber auch für das „adäquate Hören“, das ferner denn je gerückt ist.

Das freilich überhöht erneut das Werk des Wiener Komponisten, ganz im Sinne der Musikphilosophie Adornos. Welche Elite wird unter den gegebenen und von Metzger drastisch geschilderten Umständen überhaupt noch Webern rezipieren können? Ein Webern für die Bibliotheksbunker, in denen sich nur noch Umberto Ecos Malachias von Hildesheim auskennt?

Wer heute so ernsthaft wie Webern komponieren wolle, müsse das als Einspruch und Absage an das Bestehende tun, abgelöst von aktuellen Fragen. Metzger zitiert Karl Kraus, daß „Kunst nur von der Absage kommen könne“ und beruft sich wohl auch auf Adornos Negativitätsbegriff in der Kunst.

Das Problem, sich dem avancierten Materialstand zu stellen, sei mehr denn je aktuell. Wer beispielsweise auf die kaputte akustische Umwelt reagiere in seiner künstlerischen Arbeit, verwandele sich diese um oder gebe ihr Sinn (Metzger bezichtigte die Komponisten, die heute wieder überlange Symphonien schreiben, des Massenmords, da sie herrisch über die wertvolle Lebenszeit anderer verfügten). Wenn Webern als die „letzte Bastion in der verkehrten Welt“ übrigbleibt, ist auf die musikgeschichtliche Fortsetzung noch zu warten. Die Musikgeschichte seit Weberns Tod ist dann vereist. Seine Musik als „utopische Imago“ wird – vielleicht nur als Idee – aber solange bloße Negation, unwirksamer Einspruch und Absage bleiben, wie die herrschenden Verhältnisse den Raum ihrer Existenz zerstören: gnadenlos mit ständig wachsender Intensität. Eine Utopie ohne Hoffnung auf Verwirklichung! (?)

Vielleicht klang in den äußerst knappen, pausendurchsetzten „Drei kleinen Stücken für Cello und Klavier op. 11“, die den Vortrag Metzgers umrahmten, am stärksten jener Geist der Absage durch, gleichzeitig aber auch der des Verstummens, das Ende selbst des Einspruchs. Ganz anders die Trakl-Lieder op. 14 am ersten Abend. Untypisch für die heutige Webern-Interpretation eher ästhetisierend vorgetragen, wurde in ihnen der fatalistische, pessimistische Geist der Trakl-Gedichte spürbar:

„...Ihr weithin dämmernden Ströme! / Gewaltig ängstet / schaurige Abendröte / im Sturmgewölk. / Ihr sterbenden Völker / Bleiche Woge / zerschellend am Strande der Nacht / fallende Sterne...“ So interpretiert, schien op. 14 weniger

vorausweisend als das bürgerliche Weltgefühl in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg aufgreifend. Unmißverständlich zeitbezogen war auch Weberns nachgelassene Orchesteridylle „Im Sommerwind“ aus dem Jahre 1904, eine symphonische Dichtung von eindeutig programmatischem Charakter. Webern verfolgt darin die Naturstimmungen des zugrundeliegenden Gedichtes von Bruno Wille bis hin zum Zirpen der Grille. Ein Werk ganz in der Tradition des 19. Jahrhunderts, wie es seinerzeit en vogue war.

Ganz anders dagegen klang der Webern des Ensemble 13 unter der Leitung von Manfred Reichert. Sie gaben das ominöse Konzert op. 24 (die „Vorlage“ für die seriellen Komponisten seit Stockhausens berühmter Analyse) und die 6 Orchesterstücke op. 6 in der Kammerfassung. In ihre Interpretation floß die Erfahrung mit neuer Musik aus den letzten Jahren ein. Ein anderer Webern trat zutage: Der offene Zugang, die Wandelbarkeit Webernscher Texturen war hier entscheidend, nicht das Eindeutige,

Endgültige. Die jungen Komponisten, die im Programm dem Werk Weberns gegenübergestellt wurden, hatten durchweg wenig oder überhaupt nichts mit Webern gemein. Im Sinne Metzgers waren sie geradezu Gegenpositionen, wie etwa Reinhard Febels 1. Nocturne, das sich hinter rauschenden Becken (akustisches Environment von heute?) kaum hörbar entwickelte und totgeschlagen wurde, oder das unerbittliche Rasen der Streicher in Wolfgang Rihms „Nature morte – still alive“, Scheingefechte austragend: Die Leere in der Fülle unserer geschäftigen Alltäglichkeit.

Das waren nun wirklich keine Absagen, sondern Reaktionen auf das Heute, wenn auch nicht in jeder Hinsicht überzeugend. Heute scheint Webern jedenfalls, hört man jüngste Partituren, gänzlich unzeitgemäß. Die Utopie seiner Musik in einem Raum der Konzentration und der Stille ist ferner denn je. Bis dahin müssen andere Wege gefunden werden.

Friedrich Spangemacher, Köln

Albert Lortzing: „Hans Sachs“

Unter Albert Lortzings Opern gibt es Erfolgsstücke und Stiefkinder. Nicht immer lassen sich musikalische oder literarische Werturteile für die Einteilung heranziehen. Mindestens zwei der Außenseiter sind ästhetisch voll auf der Höhe der anderen Werke. Ihre Entstehung fällt nur in politisch brisante Jahre: „Regina“ in das Revolutionsjahr 1848, das sie auch zum Gegenstand hat, und „Hans Sachs“ in das Jahr 1840.

Es war tatsächlich ein bewegtes Jahr, in dem der „Hans Sachs“ unter rauschendem Beifall in Leipzig Premiere hatte. Die zielstrebig geschürte „Rheinkrise“ trieb die Wogen patriotischer Begeisterung in schwindelerregende Höhen, man machte sich stark für ein „Vaterland“, das es immer noch nicht richtig gab, Hymnen, Pamphlete, Lieder strömten aus Poetenedern, daß es nur so krachte: „Die Wacht am Rhein“ und Bekkers Lied vom „freien deutschen Rhein“ verdanken wir u.a. jenem Jahr. Andererseits erhoffte man sich mehr Liberalität in Politik und Kultur durch Friedrich Wilhelm IV., der 1840 den preussischen Thron bestieg (und mit der bereits im August 1840 erlassenen Amnestie für alle politischen Gefangenen der „Demagogenvorfolgung“ in den beiden Jahr-

zehnten vorher ein Ende zu setzen schien). Der „Zeitgeist“ lag unter einer patriotisch-demokratischen Dunstglocke, in der nach späterer Terminologie – Deutschnationales und Radikaldemokratisches oft ungeschieden koexistierten.

Die politische Zeitstimmung teilte sich – wie später der „Regina“ auch dem „Hans Sachs“ mit. „Die Liebe und das Vaterland“ besingt Sachsens Preislied als die höchsten Tugenden – der Kehrreim zieht sich wie ein Leitmotiv durchs ganze Stück. Doch gleichzeitig meldet die Oper Zweifel an, ob das „Vaterland“ bei den damals maßgeblichen Politikern tatsächlich in guten Händen liege. Der Schusterpoet Sachs ist ein Mann des Volkes und genießt dessen Unterstützung. Sein Gegenspieler (der bereits wichtige Züge des Wagner-

schen „Beckmesser“ vorwegnimmt), ein Augsburger Rats herr, ist als Dichter eine Null und ansonsten ein Intrigant, der freilich die Ratsherren auf seiner Seite hat. Es fehlt auch nicht an direkten Anspielungen: Hans Sachs wird aus der Stadt verbannt, wie einst die sogenannten „Demagogen“ in der Zeit der Karlsbader Beschlüsse aus dem Deutschen Bund. Er kehrt, vom Volk gefeiert, wieder zurück, und zwar durch das Eingreifen des Kaisers Maximilian, einem weisen, gerechtigkeitsliebenden, kurz: einem aufgeklärten Herrscher, der schon mehr gebildeter Bürger als König ist. Unschwer sind in ihm die Hoffnungen zu erkennen, die Bürger Lortzing und die mittelständische Öffentlichkeit in den frisch inthronisierten Friedrich Wilhelm IV. setzten.

Demokratische Zeitströmungen waren außer Kurs, als Richard Wagner 1868 seine „Meistersinger von Nürnberg“ herausbrachte. Eine lange Periode der Restauration hatte sie erledigt, manchen Radikalen von einst zum rasselnden Chauvinisten werden lassen. Gleichwohl fand Wagner in Lortzings Oper einen großen Teil seiner Personen und Konstellationen bereits ausgebildet. Beckmesser gehört dazu und der Lehrbube des Sachs; der Siegespreis im Sängerkwettsreit ist in beiden Fällen die Tochter eines angesehenen Bürgers. Wagners Behauptung (die die Literatur über ihn aufrechterhalten hat), das „Meistersinger“-Textbuch sei von ihm allein gefertigt, gehört zu den Selbststilisierungen des Originalitätssüchtigen: Die Ähnlichkeiten zu Lortzing sind teilweise so frappierend, daß sich der Zufall ausschließt. Trotz Wagners Anleihen sind die Opern grundverschieden - in der Tonsprache, im Temperament ihrer Schöpfer (wer hörte nicht in den keck ironischen Passagen Lortzings schon Offenbach anklingen?), in der Nähe zur historischen Realität bzw. der bekenntnishaften Ideologisierung (Lortzing bleibt näher am historischen Stoff und an nachvollziehbarer menschlicher Wirklichkeit). Zwischen beiden liegt ein zeitgeschichtlicher Unterschied: Bei Lortzing meldet das Volk sich zu Wort, auch wenn es seinen Willen nicht direkt, sondern durch die Weisheit des Bürgerregenten durchsetzen kann. Lortzings Oper ist sozusagen volkstümlich-konstitutionell; bei Wagner ist das Volk die für

Weihe nun mal nötige Staffage, da waltet schon mehr als menschliche Vernunft.

Fritz Weisse und der Berliner Konzertchor haben sich durch die konzertante Aufführung von Lortzings Oper einmal mehr um Werke verdient gemacht, die aus dem gängigen Repertoire herausgefallen sind. Damit werden nicht nur Randbemerkungen zur kulturbetrieblichen Gewohnheit gemacht; es wird auch einiges richtiggestellt - Albert Lortzing eben in den Zusammenhang, in den er gehört, in den „Vormärz“ (leider verlor das Programmheft zu dieser Frage kein Wort). Die konzertante Aufführung warf zwangsläufig einige Probleme auf: Die Szenerie fehlt wirklich, und gerade bei Lortzing, dem Schauspieler, empfindet man das als besonders schmerzlich. Auf jeden Fall aber wechselt man durch die konzertante Aufführung einer Oper das Genre: Man steigt aus dem mehr dramatischen des Musiktheaters um in das mehr epische des Oratoriums. Das müßte auch Folgen für die Interpretation haben: Die oratorische Aufführung kann nicht einfach eine Oper ohne Szene sein. Bei Händel mag das vielleicht noch gehen, obwohl ich selbst da meine Bedenken habe. Die dramatischen Impulse, die mit der Szene verlorenzugehen drohen, müssen in die Darstellung der Musik heringegenommen werden. Manches Tempo wäre zu ändern, die Tempogegensätze zu verschärfen, der Gesangsstil, insbesondere bei den Solisten wäre viel, viel breiter zu variieren, damit die gestischen Charaktere - das, worin Musik das szenische Element aufzunehmen vermag - schärfer, kontrastreicher herausgearbeitet werden können. Ich achte die Ablehnung vorschneller Bearbeitungen - mit Lortzing ist da ja genug Schindluder getrieben worden. Doch wünsche ich mir mehr Mut zum interpretatorischen Experiment.

Die beste Lösung wäre freilich eine szenische Aufführung der Oper. Wenn sich schon die Opernhäuser mit historischen Erkundungsfahrten abseits des Standards und der Auftragswerke schwertun, warum gibt man dann denen, die solche Lücken entdecken und füllen, nicht die Möglichkeiten einer dem Stück ganz gemäßen Wiedergabe? Dem Berliner Konzertchor wünschte ich diese Möglichkeit.

Jürgen Habakuk Traber, Berlin

„Carmen“-Reduktion

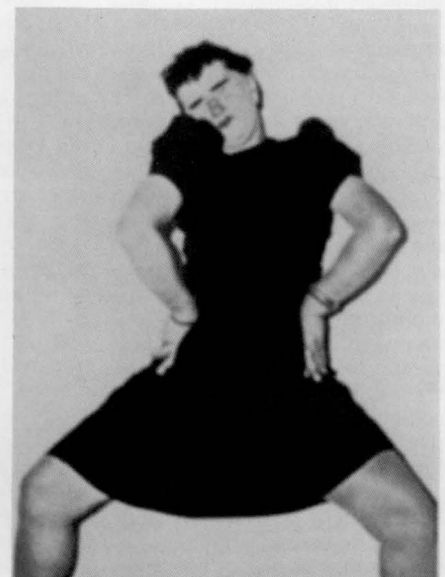
Den traditionsliebenden Musikfreund hat sie wahrscheinlich eher geärgert - die „Carmen“-Inszenierung von Peter Brooks, die während der letzten Apriltage in der ehemaligen Kampnagel-Fabrikhalle in Hamburg gezeigt wurde: keine Zigeuner-Folklore, keine Zigarettenfabrik, kein großes Orchester, kaum Dekoration. Bizets opulente Musik war reduziert auf die allseits bekannten Arien, das Orchester auf weniger als zwanzig Instrumente, dezent im Hintergrund versteckt. Während der Zuschauer vielleicht noch auf das Einsetzen der trauten Ouvertüre wartete, die zunächst ausblieb, nahm das Verhängnis in der kleinen sandbestreuten Arena schon seinen Lauf: Carmen, zunächst unter einem Haufen Tücher und Lumpen versteckt, dann als wahrsagende Zigeunerin die arglose Miccaela umschmeichelnd und im Handumdrehen mit ihr in eine handfeste Weiberschlägerei verwickelt.

Miccaela ist hier nicht die süße, blonde Unschuld vom Lande, sondern ein ernstes, klares Mädchen, das seiner Gefühle sicher ist, bei dem ein Mann seinen Frieden finden könnte - wenn es Carmen nicht gäbe, das Prinzip der absoluten Leidenschaft verkörpernd, die nicht Leben gibt, sondern tötet. Carmen, die den armen Jose mit grandioser Rücksichtslosigkeit verführt, die ihre Zigarre handhabt, als habe sie Freud gelesen, ein absolutes Weibsbild, eine Frau, die herrscht, indem sie sich hinlegt. Auch Escamillo ist nicht der strahlende Held, den der Besucher von Stadttheatern gewöhnt ist; er hat Angst vor dem Stierkampf, ist seiner selbst nie sicher. Das ist im Ablauf des Geschehens nur die dumpfe Gewißheit, von Anfang an, daß es böse enden wird, daß diese Liebe vernichtet, nicht zeugt. So

vollziehen Carmen und Jose denn auch den Mord am Ende nicht als dramatische Eifersuchtsszene, sondern als feierlich-langsamen Ritus, von dessen Notwendigkeit beide überzeugt sind.

Es ist kennzeichnend, daß in der Rückschau nach ein paar Wochen nicht die Musik im Gedächtnis bleibt, sondern das Theaterstück als eine Reihe von magischen, einprägsamen Bildern. Hier wurde das Stück „La tragedie de Carmen“ aufgeführt und mit einiger Musik untermalt, nicht die Oper „Carmen“. Es agieren - durchweg überzeugend - einige junge Leute, die auch singen können, deren wichtigste Eigenschaften aber Intensität und einfache Klarheit in der Darstellung sind.

Brigitte Künzli



Valeska Gert:
Canaille

Übungen über das Sterben

Beckett-Abend im Berliner Schillertheater: Es ist zum Kotzen, wenn diese Damen aus Dahlem, die fast noch in den fallenden Vorhang des ersten Stückes hineinposaunten – „Wann geht bei dem die Sonne auf?“ die eine, und „Es ist immer dasselbe“ die andere – wenn die dann klatschen, weil Antje Weisgerber eben Antje Weisgerber ist und sie im Theater sind. Aber nicht davon wollte ich reden; das ist ja bekannt.

Vielmehr von dem Staunen im Gesicht von Klaus Mikoleit, von diesem uralten kleinalen Kindergesicht mit dem schiefen Kinn und den viel zu großen, blassen Augen. Ganz kurz nur erscheint es, bevor das Licht ausgeht; und es ist wirklich nur ein Staunen. Kein Bitten über den Händen, die die Regieassistentin ihm auf Anweisung des Regisseurs gefaltet hat; kein Triumph der gequälten Kreatur, der man 'das Leben nehmen kann, doch nicht die Würde'; keine Verachtung für die, die aus ihm ein Denkmal-Ost oder ein Symbol-West gemacht haben; und auch keine Verwunderung über das, was diese beiden aus ihm gemacht haben; immerhin doch ein Denkbild des Menschen: geknebelt, auch wenn man ihm den Mund nicht verklebt; erniedrigt, auch als Staatsschauspieler; gefoltert, wenn auch mit Pensionsberechtigung.

Nein, es ist Staunen, einfaches Staunen, reines Staunen. Ein Vorgang zwischen zwei Augen und diesem Ort in diesem Augenblick. Vielleicht wird dieser Blick das letzte sein, wenn wir unsere Zufluchtsorte verlassen haben werden, dieser Blick vor aller Erinnerung und aller Zeit. Der Blick in „ein Licht, heller als tausend Sonnen.“

Aber nicht vom Kreißsaal will ich reden und nicht von der Bombe, auch wenn Beckett von beiden besessen ist, vielleicht. Er schreibt keine Antiatomstücke, und die Geschichtsphilosophie – „Sie gebären rittlings über dem Grabe, der Tag erglänzt einen Augenblick und dann von neuem die Macht“ hieß es in „Warten auf Godot“ – mag mitdenken, wer so glücklich war, sie zu studieren. Sie kann einem das Staunen auch wegmachen, das Einverständnis auf Umwegen herstellen. Und nicht erst die Geschichtsphilosophie, schon das denkende Ich, das „alle meine Vorstellungen begleitet“.

In den beiden anderen Stücken, in dem „Stück Monolog“ und in „Rockabye“ spricht es: im ruhelosen Monolog eines alten

Mannes zwischen Abendgrauen und Morgengrauen, in den Erinnerungen einer alten Frau, die sanft und einverständlich im Schaukelstuhl stirbt, in dem auch schon ihre Mutter starb.

- Aber das ist ungenau, denn das eine ist kein Monolog und das andere kein Erinnerung. Dieses Ich – was ist es; – spricht in der dritten Person: zu wem? zu den Körpern?

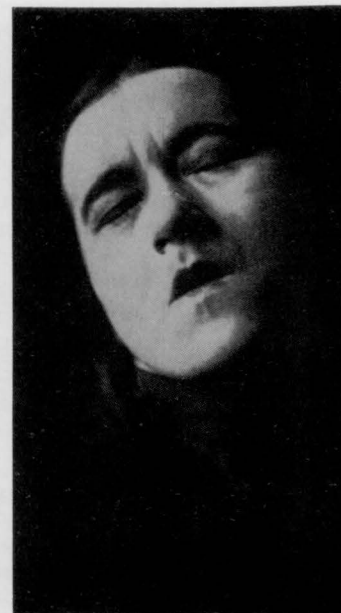
Ein Strophenlied im Rhythmus des Schaukelstuhls singt die alte Frau, ein Lied mit zwei Themen: „Zeit, daß sie endet“ das eine (einfach „daß sie endet“, nicht: es wird Zeit, und nicht: schade, daß...) und „ganz Auge, allseits oben und unten“ das andere. Umarmt von den Lehnen des Schaukelstuhls singt sie vom Blick: auf die Welt; auf ein anderes lebendes Wesen; aus dem Fenster; vom Blick hinter dem Rouleau, und schließlich: vom Blick nach Innen. „Scheiß auf das Leben“, damit unterbricht die alte Frau mit dem Kunsthandwerk auf dem schwarzen Kleid ihr Lied, „löscht ihre Augen“. Und bevor dies Gesicht aus dem spotsinkt, dementiert es den Selbsthaß und die Jahrzehnte toter Bewegung. Es bleibt unentschieden. Fast zufrieden?

Blicklos der alte Mann im Licht der Kugellampe im „Stück Monolog“, mit dem der Abend beginnt. Blicklos und ohne Zigaretten, im Winkel seines Zimmers, in jeder langen Nacht. Nur die Erinnerung noch an Blicke, an Blicke auf die Dinge: das Messingbett; die Lampe, ihren Zylinder; die nackte Wand. Das „angeborene Lächeln“, das mühsam gelernte, hat sie flach gemacht. Auch kam dem Blick die Basis abhanden: „Nie den Kopf anlehnen, an diese nackte Wand neben dem Fenster, immer nur starren“. Unter den toten Sätzen, hinter den geschlossenen Lidern, steigt etwas auf: ist es die Erinnerung an einen Zustand, in dem es noch beieinander war: das Anlehnen, der Blick, die Wärme, das Wort? An eine Hand mit einem Fidibus erinnert er sich, die

eine Lampe anzündet, eine Hand aus dem Nebenzimmer. Fidibus, Zylinder, das Glänzen von Messing: der Zustand von sicherer Ungeschiedenheit zwischen dem Auge, der Haut und den Gegenständen der Welt. Fidibus, Zylinder, glänzendes Messing – das sind die Weltfetische, auf die Kinder stundenlang schauen, mit deren Klang sie – ungläubig noch – spielen.

Und staunen. Nichts wollen, nichts fürchten, nichts hassen und nichts lieben. Einen langen Augenblick.

Über die zweieinhalb Milliarden Augenblicke klagt das Ich, das diesen alten Mann in seiner langen Nacht unterhält: Über seine zweieinhalb Milliarden vergrinsten und verflüchteter und verletzter Augenblicke klagt das Ich, das diesen alten Mann in seiner langen Nacht unterhält: über seine zweieinhalb Milliarden vergrinsten und verflüchteter und verletzter Augenblicke.



Valeska Gert: Tod

Und es macht sich – das Ich muß das – einen Sinn: „Werden und Vergehen“ heißt der; „nie was anderes auch“ oder „nur das Licht der Lampe vergeht, nicht das andere, unerklärliche“. Zweimal öffnet der Mann die Augen, sucht den Grund: und der erschreckte Blick sieht „ihn“ – wen? – und einmal bringt es dieses Denken nur zum Stöhnen. Dann denkt es weiter, neben der Lampe, denkt sich im Kreis,

denkt sich in seinen ruhelos gebahnten Bahnen, doch stets vorbei, nur beinahe an „beinahe geliebte Wesen“. – Die Ungeschiedenheit ist weggearbeitet:

„Sowas wie ganz gibt es nicht.“

Soll sich das jeder selber deuten. Samuel Beckett rennt ja dann bekanntlich weg, vor allem, wenn man ihn „nach der Sonne“ fragen oder „immer nur dasselbe“ sieht. „Katastrophe“, das letzte Stück in der Reihenfolge, die Klaus Engeroff gewählt hat, das Stück, in dem die Regisseure den Häftling/den Schauspielers züchtigen, dieses Stück ist Vaclav Havel, dem Dissidenten, gewidmet. Das führt dann dazu, daß im Programmheft steht, es sei „eine Demonstration für alle Künstler, die wegen ihrer Überzeugung verfolgt und gefangen sind.“

Mag sein. An diesem Abend in der Werkstatt des Schillertheaters waren es drei Übungen über die Stufen des Sterbens: des Sterbens von Blicken. Über das Grauen, wenn der Blick nicht mehr greift und noch das Denken bleibt; über das unentschiedene Einverständnis mit dem Tod, wenn der Blick mit etwas gehalten hat, wenn da nur Momente waren und nicht Augenblicke; über das Staunen schließlich im Gesicht von Klaus Mikoleit, das wie eine Gnade am Ende der Vorstellung steht, das reine Staunen: „So ist das also“ – ohne Klage, ohne Worte. Können wir dieses Staunen nur ganz am Anfang im Augen haben, und später nur, wenn man uns quält, so wie die Regisseure die Protagonisten? Können wir es vielleicht nur dann noch im Blick behalten, wenigstens gegen Ende der Geschichte, wenn wir uns einen Gegner suchen – die Menschen und die Realitäten, die (so steht es in Becketts erster veröffentlichter Arbeit) das „Leben unserer Körper auf Erden als ein Pensum verurteilen“? Denn auch, wenn jedes einzelne Auge erlischt, die Möglichkeit zu diesem Blick wird immer getötet.

(Antje Weisgerber, Dieter Laser, Klaus Mikoleit und Matthias Diem spielten; Klaus Engeroff führte Regie. Ich konnte mir an diesem Abend nicht vorstellen, daß man es anders spielen kann.)

Mathias Greffrath, Berlin

„Institut für Lebensmut“

Die juckt es wieder. Die Kaub hat schon vor der Jahreswende ihr „Bügelbrett“ wieder auf die Beine gestellt. Jetzt kommen auch die „Reichskabarettisten“ wieder. Nach zehn Jahren Kinder- und Jugendtheater und einer „Linken Geschichte“ wollen sie „mal wieder richtig Kabarett machen“. Unter neuem Namen: Als „Institut für Lebensmut“ haben sie sich gastspielerisch auf der Probephöhne des GRIPS-Theaters eingenistet, und fragen, abend für abend (außer natürlich montags, wie bei ordentlichen Kneipen) „Zukunft – warum denn?“. Das Institut nimmt sich recht wörtlich: Beratung für alle Lebenslagen gibt es da, für Punks und Politiker, für Untergrund und Oberschicht, für Friedensfreaks und Kriegskanailen. Das Requisitorium ist sparsam, aber treffend gewählt, die Pointen sitzen. Das Programm spannt seine Themen weit: es reicht vom sterbenden deutschen Wald bis ins transatlantische Krisengebiet des mittleren Amerika. Es hat nur einen Eisernen Vorhang, den, der das politische Weltbild unserer Jugendjahre bestimmte. Der weltpolitische und der Innenlebenshorizont ließen die unmittelbare Umgebung Berlins vergessen (wir haben es ja hier nach Warschau näher als nach Bonn). Irgendwie kam beim Institut kein Anschluß unter dieser Nummer.

Obwohl die Autoren sonst schon wissen, wie sie wählen müssen, damit was rüberkommt. Da ist nichts sicher. Nicht einmal den Friedensbewegten bleibt ihre Bombenstimmung – was sollen sie denn machen, wenn die Bombe nicht kommt, fragen sie das Institut für Lebensmut. Aerobic kommt die Frauenpower zu sich selber. Amando geht in Lateinamerika schlachten, und das Institut hat in seinem „Büroalltag“ für jeden die richtige „Weltsicht“, das richtige „Weltbild“. Für gutes Geld geht alles, und schließlich hat man ja in seinen Studienzeiten nicht nur Studieren, sondern auch Kämpfen gelernt, und auch Taktieren. Und das zahlt sich aus. Zukunft – warum denn; Ohne Zukunft ist sich's leichter.

jht

Zweimal „Faust“ in Köln

„Faust“ inszenieren, ausgerechnet „Faust“. Zuletzt, durchs Fernsehen in alle Wohnstuben getragen, kam ja zum Goethe-Jubiläum Grübers „Faust“, Minettis „Faust“. Das war jene Inszenierung, die wieder einmal die Höhen und Tiefen des Textes ausleuchten wollte, den Text radikal interpretierte. Davor „Faust“ von Peymann und Freyer, das Theaterereignis, das „Phantasieexplosion“ genannt wurde. Im Hintergrund schließlich immer noch der „Faust“ Gründgens', bei dem Mephisto Gründgens der Titelfigur durch seine teuflische Brillanz den Rang abließ. Aktuell in Nachbarschaft, in Bonn, Peter Eschbergs „Faust“ mit den vielbeachteten Bühnenbildern von Alfred Hrdlicka.

Innerhalb von fünf Tagen wurden vom Schauspiel Köln im Juni zwei „Faust“-Premieren präsentiert: „Doktor Faustus lichterloh“ von Gertrude Stein, eine deutsche Erstaufführung inszeniert von George Tabori, ging als Vorspiel auf dem Theater dem „Faust I“ voran. „Dies ist das erste Mal“, bemerkte Tabori, „daß ein Stück der Stein auf deutsch gespielt wird und sie ist schon fast vierzig Jahre tot, und die Verzögerung ist verständlich in einer Gegend, wo Ordnung, nicht Freiheit die Haupttugend ist, denn Freiheit kann eine erschreckende Sache sein, und wenn du ein ordentlicher Mensch bist und der Stein sorgfältig zuhörst, könntest du dich so erschrecken, daß du in die Hosen scheißt.“

Goethes Mephisto sagt einmal (als er zum ersten Mal die Studierstube des Dr. Faust betritt), er sei „ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar. / Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht / Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.“ Das ist eines der Schlüssel-motive in G. Steins absurdem Stück „Doctor Faustus Lights the Lights“, das 1938 als Opernlibretto konzipiert (und nun in Köln mit der durch zwei Musiker ausgeführte Songspiel-Musik von Stanley Walden angereichert) wurde:

Jürgen Flimms „Faust“ muß dem Satan, wie es Goethe einst konzipierte, den Arsch küssen – und er tut es „unverwirrt hinten und vorn“. Der Gegenspieler Gottes, die Inkarnation des Bösen, liefert auch eine deftige Satanspredigt; an die versammelten Damen wendet er sich in deutlichen Versen: „Für euch sind zwei Dinge von köstlichem Glanz: das leuchtende Gold und ein glänzender Schwanz – drum wißt euch, ihr Weiber, am Gold zu ergötzen

und mehr als das Gold noch die Schwänze zu schätzen.“

Auch andernorts wurden bereits Teile der von Goethe zurückgehaltenen „Walpurgisnacht“-Verse benutzt. In Köln fügt sich das Ergänzende so konsequent in den großen Bogen der Inszenierung, daß vielen Zuschauern die Abweichung vom einst gelesenen und anderswo gehörten Text gar nicht auffiel; fiel die Inszenierung beim Eintritt in die enge Welt Margarethes ab, so gelangen ihr mit dem Triumph der Blasphemie wieder aufregende Momente.

Zur Erregung gab schon der Anfang Anlaß: nach einem eiskühlt einsamen Prolog, der „Zueignung“, stellte Erich Wonder ein wirklich phantastisches Bild zum „Prolog im Himmel“ vor: die drei Erzengel lagen ehrfurchtsvoll vor einem blauen Atompilz zu Boden; der Herr erschien in großer Höhe, gestikulierte wie ein bekannter Papst und sprach zu den Seinen aus einem Bullauge, das in die tödlich blaue Wolke eingelassen war. Und zum Schluß, nach vier Stunden, da kommt dieser Herr noch einmal vorbei, schlurcht in Filzpantoffeln durch den Hintergrund und bemerkt, fast nebenbei, daß Margarethe nicht nur gerichtet, sondern auch gerettet sei – im höheren Sinn.

Von den blauen Höhen des göttlichen Ausblicks geht es stetig hinunter; über die irdischen geistigen Höhen und einsamen Verzweigungen der Studierstube, über die Morgenbläue und Abendröte der Landschaftsbilder hinunter in Gretchens dumpfe und enge Stadt. Der Hexensabbat der „Walpurgisnacht“ findet nicht auf einem erhöhten Punkt der Bühne statt, sondern im Orchestergraben. Es geht vom Himmel hinunter bis in den Kerker und bis in die Unterwelt Mephistos: „Her zu mir!“. Das ist

das Schlußwort – Mephistopheles sagt es mehrfach zu Faust, weil Wiederholungen der Sprache ebenso wirkungsmächtig sein können wie musikalische. Mephisto zeigt die Bewegungsrichtung der Zukunft.

Faustus ist hier der Erfinder des elektrischen Lichts, ein Mann der theoretischen und praktischen Erhellung – und doch der fortwährend von Mephistos Listen und Ränken getäuscht. Frau Stein zeigt, daß Beleuchtung und Erleuchtung nicht dasselbe ist. Mit ihrem „Faustus“-Stück legte sie den Entwurf eines dadaistischen Sprachkunstwerks vor, das kleine und große Sprachstrukturen kritisch freisetzt, Sprachsinn fraglich macht und sprachliche Täuschungsmanöver theatralisiert. Von ihr stammt die Idee, daß sprachliche Wiederholung genauso wirkungsmächtig sein kann wie musikalische. Die moderne Literatur hat, was bislang wenig untersucht ist, ihrem weitreichenden Einfluß nicht entgegen können oder wollen.

Ist Goethes „Faust“ vor allem ein Stück über den europäischen, den deutschen intellektuellen zwischen Gut und Böse, so ist Gertrude Steins Stück ein Theaterstück gegen die traditionelle ästhetische Welt dieser Intellektuellen. Die Stein reißt Wortkaskaden und Satz-wiederholungen, spielt locker und frei mit den alten Vorlagen – ohne Rücksicht auf Verluste an Tief-sinn und Sprach-Höhe. Tabori macht daraus, auf seine Art, einen spannenden zweistündigen Theaterabend: setzt, theaterproben, ein Vorspiel auf dem Theater um den inmitten aufgestellten „Baum der Erkenntnis“ dazu und manche Passage aus anderen Texten von Gertrude Stein; Tabori macht sich über den sinngrübelnden deutschen Intellektuellen lustig, auch einmal auf derbe Weise und schließt mit der Bewunderung vorm Feuerwerk, das das hereinbrechende Dunkel letztmals erhellt. Das Ganze ist voll von Anspielungen und setzt die beunruhigende Einladung von Frau Stein fort: die Freiheit der Deutung selbst zu wählen. Auf den Handlungskern oder einen einfachen Gesamtnenner ist der vielschillernde Abend nicht zu bringen.

Der zweite „Faust“-Anlauf in Köln beschreibt eine große Bewegung „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“. Jürgen Flimms Inszenierung, die – wie jede andere Realisation des Goetheschen „Faust“ – den nicht enden

wollenden Text einkürzen mußte, ergänzt die gedruckte Textfassung um jene vom Göttinger Germanisten Albrecht Schöne edierten Teile der „Wallpurgisnacht“, die Goethe aus mancherlei Gründen der Selbstzensur unterworfen hatte: in der Nacht auf dem Blocksberg wird nun also eine komplette „Schwarze Messe“ gefeiert, der „Hexensabbat“ endet - wie Goethe aus den Folterprotokollen der Inquisition wußte (er war schließlich Jurist) - der Hexensabbat endet in einer sexuellen Orgie, mit der sich seine Teilnehmer endlich leibhaftig dem Leibhaftigen hingeben.

Die Kölner „Faust“-Inszenierung prozessiert den Konflikt zwischen den Prinzipien „gut“ und „böse“ klar und kühl heraus. Und so hat dieser Flimmsche „Faust“ nicht nur die Ebene von effektsicherem Theater, das der hiesige Intendant ja ohnedies zu machen versteht, sondern durchaus auch einen großen ernsten Hintergrund. Der aufreißerische Pathos des Goethe-Textes wird betont, das Gewalttätige ins Bild und in Bewegungen gesetzt. Trotz der großen Vorbilder und gegen deren Konzepte ist hier eine bedeutende Inszenierung gelungen.

An ihrem Gelingen, das mit ungeteiltem Beifall belohnt wurde, haben die Bühnenbilder Erich Wonders nicht geringen Anteil: Fausts Arbeitsraum, das ist eine achteckige Plattform, wie die eines Turmes. Ein Podest, ein Hochbett, um dessen Ruheplatz sich Manuskripte, Bücher, alte Pergamente und Laborergebnisse gesammelt haben. In dieser durchaus heutigen Intellektuellen-Behausung hantiert Hans Christian Rudolph, der hauptsächliche Kölner Hauptdarsteller. Hinter der Plattform des rastlosen Geistes erhellt sich das Panorama einer mittelalterlichen deutschen Stadt - schräg von oben gesehen. Die Vogelperspektive ist surrealistisch verfremdet: vielleicht gebrochen, mehrere Perspektiven eröffnend. Oder ein anderes Bild: das des Osterspaziergangs. Das Podest der Studierstube ist gedreht, erscheint nun als Felshebung - vor einem großen Himmel, durch den sich feine Wölkchen und Kondensstreifen ziehen. Mittelalter und Moderne berühren sich bei Wonders Dekoration bildlich. Zu sehen ist ein aktuelles Stück ohne aufgesetzte Aktualisierungen: und das ist sehr, sehr spannend.

Frieder Reininghaus, Köln



Foto: Stefan Odry

Doktor Faustus preisgekrönt

Es ist eine alte Geschichte, doch muß sie – so scheint es – immer wieder neu erzählt werden: die Geschichte vom Doktor Faustus, der Ende des 15. Jahrhunderts im württembergischen Knittlingen geborene „Schwarzkünstler“ Faust, der wahrscheinlich nicht Johann und sicher nicht Heinrich, sondern vermutlich Georg F. hieß, dieser Experte der menschlichen Wünsche und Agent übermenschlicher Kräfte war schon zu Lebzeiten sagenumwoben und kurz nach seinem Tod Gegenstand literarischer Bemühungen. Um 1575 entwarf ein unbekannter Verfasser eine umfangreiche Lebensbeschreibung.

1587 brachte der Drucker Spieß in Frankfurt die „Historia von D.J.Fausten“ auf den Markt; zwei Jahre später dramatisierte Christopher Marlowe eine englische Übersetzung des Spieß-Drucks. Wie englische Komödianten Marlowes „Faust“ wieder nach Deutschland zurückexportierten, wie das Stück von wandernden Schauspielertruppen am Leben erhalten wurde, schließlich auf die Puppenspieler der Jahrmärkte und so dem kleinen Goethe zu Augen und Ohren kam, der mit dem Faust-Stoff groß und alt wurde, wieviel andere Faust-Entwürfe seit dem 18. Jahrhundert geschrieben wurden bis zu Paul Valéry und Thomas Mann, ach, davon war ja in aller Regel eine ganze Menge im gediegenen Deutschunterricht zu erfahren.

Johann/Georg Faustens Nachleben freilich war bloß zu einem Drittel ein literarisches, auch wenn dies gründlich wissenschaftlich gesichtet und gesichert ist (wie kaum etwas anderes, was die Literatur betrifft) und in einer gigantischen Bibliotheca Faustiana zusammengetragen wurde. Zu einem Drittel lebt der Magier, von dem offensichtlich so schwer Bildnisse zu entwerfen sind, in den gestochenen und geschnittenen, gemalten und gedruckten Bildern fort – und in dem immer wieder neu und lebendig entstehenden Bildwelten des Theaters, die auch vom Film und von Fernsehzeichnungen noch nicht erledigt scheinen. Das letzte Drittel der von so vielen Geheimnissen erfüllten, mit so viel Kulturgeschichte befrachteten und durch so reichlich Gelehrsamkeit aufgeladenen Legende zielt auf die Musik. Gewiß nicht erst mit Adrian Leverkühn und dem Höllengelächter am Schluß der imaginären Kantate „Dr. Fausti Wehklagen“.

Wie verwunschen erscheint die Faust-Thematik für die Kom-

ponisten – und keines der Werke, das sich des großen Stoffes bemächtigen oder an ihn anheften wollte, hat seinem Schöpfer den Nachruhm gesichert; viele werden als „gescheitert“ in der Musikgeschichtsschreibung überliefert: die Überzeugung, daß der Ton der Musik, die Form des Tonsatzes den literarisch genährten Erwartungen der Hörer und Kritiker nicht gerecht wurde, hat sich festgesetzt. Freilich fehlt es nicht an Versuchen, historische „Faust“-Kompositionen immer wieder zu realisieren, auch zu inszenieren (zuletzt wurde, in der abgelaufenen Spielzeit, Hector Berlioz' *Legende dramatique „La Damnation de Faust“* mit höchst unterschiedlich bewertetem Erfolg vom Generalintendanten Riber in Bonn und vom Generalintendanten Götz Friedrich in Berlin auf die Bühne gebracht).

Hochkonjunktur für Dichter und Musiker hatte das Faust-Thema seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert und hoch bis in das 19. hinein. Die frühesten Dokumente sind die Lieder und Tänze zu William Moutforts „*Life and Death of Dr. Faustus*“ (1684) und die 1723 in „*Lincoln's Inn Fields*“ (London) aufgeführte Pantomime „*The Necromancer*“, zu der ein aus Deutschland stammender Musiker, J.E. Galliard, die Songs und Begleitmusiken schrieb. Wenzel Müller, der rührigste Singspielkomponist, hat den Stoff gleich dreimal musikalisch bearbeitet: 1784 für Brunn und allein 1818 zwei „Faust“-Stücke für Wien. Zuvor war in Wien schon 1779 ein „Faust“-Ballett auf die Bühne gekommen, dort auch Phantys „*Doktor Fausts Zaubergürtel*“ (1790) und „*Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt*“ von Georg Lickl (1799, nach dem Roman von F.M.Klinger). Der Musikdirektor in Tesmesvar, Joseph Strauß brachte 1814 eine „Faust“-Oper heraus; gleichzei-

tig schrieb Louis Spohr, damals Kapellmeister im Theater an der Wien, seinen „Faust“, der dann 1816 zum ersten Mal durch Carl Maria von Weber in Prag aufgeführt wurde – das Stück, das neben Beethovens „*Fidelio*“ und Webers „*Freischütz*“ die deutsche Opernliteratur bis hin zu Wagner am nachhaltigsten prägte. Der Erfolg all dieser „Faust“-Kompositionen war jedoch, wenn er sich überhaupt einstellte, kurzlebig. Auch Spohrs einst vielgerühmtes Stück konnte sich im Repertoire nicht durchsetzen. Es gibt bis heute keine neuere Aufführung und keine Einspielung von ihm. Mephisto hat den Dramaturgen und Operndirektoren den Trank des Vergessens eingeträufelt.

Zwischen 1820 und der Jahrhundertmitte entstanden noch zwei weitere „Faust“-Opern für Wien (Seyfried 1820, Hebenstreit 1843), zwei für Berlin (Voß 1824, Saint-Lubin 1830), zwei für London (Bishop 1825, Hatton 1854; dazu Adolphe Adams Ballett 1833), zwei für Paris (Béancourt 1827, Bertin 1831), Neukompositionen auch für Moskau (Werstowsky 1831), Brüssel (Pallaert 1834), Florenz (Gordigiani 1837) und ein „Faust“-Ballett für Mailand (1848). Die mehr als zwei Dutzend namhaften Schauspielmusiken aus dieser Zeit zum „Faust“ von E.A.F.Klingemann und zu Goethes „Faust“-Dichtungen hier aufzuführen, ginge zu weit. Überlebt hat ohnedies kein einziges der Stücke. Resignierend stellt der Gründer des Riemann-Lexikons, Hugo Riemann, 1887 fest: „Wir unterlassen es, auch noch die zahllosen Kompositionen einzelner Gesänge aus 'Faust' zu gedenken, da wir sonst wohl so ziemlich alle Liederkomponisten aufzuführen hätten.“

Bereits 1801 hatte Ludwig Tieck mit seinem „*Anti-Faust*“ gegen die „Faust“-Inflation gewettert. Man schenkte dem Büchlein unvorsichtigerweise zu wenig Beachtung. Unverdrossen wurden neue „Faust“-Dichtungen und -Kompositionen auf den Markt gebracht, ohne Berücksichtigung der Tatsache, daß der durch die Studierstuben schweifende Mephistopheles nur in Goethe seinen Meiste fand. Neben Berlioz (1829 und 1845/46) mühte sich auch Richard Wagner am musikalisch kaum zu bewältigenden Stoff ab: 1832 versuchte er sechs Lieder aus „Faust I“ in Musik zu setzen; 1839 begann er eine „Faustsymphonie“, zu der ihm

aber nur der erste Satz gelang – und den verkaufte er dann als Overture. Mendelssohn bestritt aus den Texten der „Walpurgisnacht“ eine Chorkantate (1832), die jedoch nicht zu seinen gelungensten Arbeiten gerechnet wird – der sanfte Schwefelduft, der vom Text aufsteigt, vertrug sich mit der einträglichen Frömmigkeit des Meisters vielleicht nicht recht. Robert Schumann wurde über der Arbeit an seinem Chorwerk „*Scenen aus Goethes Faust*“ nach dem Verständnis seiner Umwelt wahnsinnig – und in eine psychiatrische Klinik gebracht. Aber Mephisto! Ja, auch der große Franz Liszt portraitierte ihn – im dritten Satz seiner „Faustsymphonie“ (1857). Doch auch dieses Werk war nicht die faustische Musik, die reichlich fortgewirkt hätte.

Da schenkte Charles Gounod 1859 der Welt jene Oper, die eigentlich „Faust“ heißt, in Deutschland aber klugerweise „*Margarethe*“ genannt wurde. Und weil ihre sentimentale Musik fürs Verweilen im Repertoire sorgte, war zu hoffen, daß es jetzt gut und genug sei mit den „Faust“-Kompositionen. Aber weiter gaben die Komponisten was zum Thema: Anton Rubinstein eine Symphonische Dichtung (1864); Arrigo Boito seinen „*Mefistofele*“, der 1868 in Mailand „vollständig durchfiel“, später aber mehr Beachtung fand. Und weiter gings mit Gustav Mahler („*Achte*“, 1910), Lili Boulanger (1913). Ferruccio Busoni hat seine „Faust“-Oper nach dem „*Volksbuch*“, 1919 begonnen, nicht zu Ende bekommen; Hanns Eisler hat, nachdem Ulbricht 1952 sein „*Faustus*“-Libretto im „*Neuen Deutschland*“ zur Sau machte, erst gar nicht vertont (nur zehn Takte Notiz sind erhalten: „*Faustus' Verzweiflung*“). Wenigstens ein halbes Dutzend Beiträge zum vielumtönten Thema sind seit Busoni zur Aufführung gekommen, zuletzt von Rainer Kunad (1974) und Wolfgang Rihm („*Faust und Yorick, Kammeroper No.1*“, 1976).

Trotz dieser langen und nicht gerade ermutigenden Geschichte der „Faust“-Opern und -Musiken steht nun ein großes Ereignis bevor. Die Körber-Stiftung in Hamburg hat, gestützt auf Experten von Europas führenden Opernhäusern, aus 55 Opern, d.h.: 240 kg Notenpapier, rund 140 Stunden potentieller Musik, die zweiaktige Oper „*Dr. Faustus*“ des 1942 in Berlin geborenen, in Amsterdam lebenden

Dozenten Dr. Konrad Boehmer ausgewählt und verleiht dem Komponisten am 18. September 1983 für die große Arbeit den zum ersten Mal vergebenen „Rolf-Liebermann-Preis für Opernkomposition“ – und 75000 Mark. Mephisto, alter Freund!

Über Musik, die noch nicht erklären, ist nicht zu urteilen; und über eine Oper, die noch nicht zu sehen war, schon gar nicht. Aber vielleicht war es wieder einmal delikate Bosheit des M., daß er nun mit goldenen Vorschußlorbeeren verwöhnen läßt? Nur einer hat dem, der bislang offensichtlich planvoll verhindern wollte, daß eine zutreffende, ins Herz und in die Köpfe der Menschen zielende „Faust“-Musik geschrieben wird, ein Schnippchen geschlagen. Das war der Schöpfer von „Dr. Fausti Weheklag“. Ein Werk, von dem Theodor W. Adorno immerhin

schrieb: „Aufgeboten aber, im Sinne des Résumés geradezu, werden die erdenklichsten ausdrucksstragenden Momente der Musik überhaupt: nicht als mechanische Nachahmung und als ein Zurückgehen, versteht sich, sondern es ist wie ein allerdings bewußtes Verfügen über sämtliche Ausdruckscharaktere, die sich in der Geschichte der Musik je und je niedergeschlagen, und die hier in einer Art von alchimistischem Destillationsprozeß zu Grundtypen der Gefühlsbedeutung geläutert und auskristallisiert werden.“ Aber auch dieses Werk ist ja bislang, bis auf seinen ersten Akkord, noch nicht zu Ohren gekommen – und nur Serenus Zeitblom hat die Partitur studiert. Gerade in dieser Geheimhaltung besteht wohl der einzigartige Erfolg dieser bedeutungsvollsten „Faust“-Komposition.

Frieder Reininghaus

Het Werkteater Amsterdam

Auf der Bühne steht ein weißes Stahlrohrbett, daneben ein Nachtkasten. Ein Stück davon entfernt ein Tisch mit Blumen, mit Krimskrams und einem Radio, das vor sich hinspielt.

Das Publikum hat ein Einmann-Stück zu erwarten: Du bist meine Mutter. Joop Admiral, ein Schauspieler aus dem Theaterkollektiv Werkteater Amsterdam, tritt allein auf. Wird das nicht langweilig? Kann ein einzelner Schauspieler das Publikum zwei Stunden lang fesseln? Ein Mann mittleren Alters betritt die Bühne, mit seinem Hund. Er setzt sich an den Tisch, faltet eine Tüte mit Marihuana auf, zerreibt es auf einem Stück Zeitungspapier. Dann stopft er sich die Zigarette. Das Radio läuft.

Ich spüre, wie irritiert das Publikum ist; es tuschelt, raschelt, wird nervös. Es passiert wortlos auf der Bühne das, was wir täglich selber tun, ohne daß es Theater ist: an einem Tisch sitzen, Radio hören, Zigaretten drehen, der Hund sitzt im Körbchen unterm Tisch.

Joop Admiral packt seine Tasche, nimmt die auf dem Tisch stehenden Blumensträuße und verabschiedet sich von seinem Hund. Er macht sich auf den Weg zu seiner Mutter. Er läuft über die Bühne, erzählt, wie er von Amsterdam nach Den Haag in das Altersheim fährt. Auf dem (durch sein Erzählen geschaffenen) Bahnhof geht er auf und ab und schildert, laut nachden-

kend, wie er früher mit seiner Mutter durch die verkehrsreichen Straßen Amsterdams gelaufen ist. Sie kümmerte sich nie um Ampeln.

Er erzählt von Erlebnissen seiner Kindheit, kleine Szenen. Parallel dazu läuft die Bahnfahrt. Er erreicht das Altersheim, geht in das Zimmer seiner Mutter... mit dem Stahlrohrbett und dem Nachtkasten und dem Mantelständer. Sie liegt im Bett – das heißt, de facto liegt niemand im Bett. Joop besucht seine Mutter und ist seine Mutter. Während er sich unterhält, hilft er ihr, sich anzuziehen – das heißt, er zieht seinen Cordsamantanzug aus und zieht sich – unbeholfen und mit zittrigen Bewegungen – als seine Mutter an.

Das Tuscheln und Rascheln im Publikum hat aufgehört. Dafür eine angespannte Ergriffenheit: Auf der Bühne geschieht etwas Intimes, auch wieder Alltägliches, eine Intimität, die dem Zuschauer auf die Haut rückt.

Joop durchlebt das sonntägliche Besuchsritual mit seiner Mutter: helfende, zärtliche Bewegungen, Gespräche, die sich um Vergangenes drehen, Gesten der Geduld. Beide gehen spazieren. Joop läßt sich auf das Wechselspiel zwischen der Erinnerung an Details aus dem frü-

heren Familienleben und Vergessen des Gegenwärtigen ein. Schmerzvolle Rückblicke tauchen auf und Joop kann nicht verhindern, daß Mutter über gelebte und nicht verwundene Fehler ihrerseits wenige bittere Tränen weint. Wie vermutlich jeden Sonntag einmal. Szenen, die realer sind als die Wirklichkeit. Können wir je im Alltag das eigene Tun, den gegenwärtigen Moment so wahrnehmen als seien wir von uns unabhängige Beobachter? Wie spielt sich der Umgang mit den Großmüttern, den Großvätern oder auch den Müttern und Vätern ab?

Hier in diesem Stück „Du bist meine Mutter“ wird die Begegnung zwischen einem erwachsenen Sohn und seiner alten Mutter minutiös widerspiegelt, die Begegnung mit einem alten, verbrauchten, für niemanden als sich selbst notwendigen Menschen, der im Grunde jeden Tag auf den Tod wartet, ihn unsentimental erhofft. Der Sohn, der aus der Lebensgeschichte mit der Mutter nie heraustraten kann und mit Liebe verzeiht, was die Mutter ihm durch die Mängel ihrer Person angetan hat, an lauter Unterdrückung, an unberechtigten Forderungen, an Abhängigkeitsmustern.

Keine Sekunde läßt die Spannung, die Intensität und der Schmerz dieses Stückes nach. Joop Admiral vollbringt etwas, was mir kaum vorstellbar im Theater schien: erspielt sich und seine Mutter und den Mikrokosmos des Lebensgefühls, was beide miteinander lebten und leben.

Die Idee zu diesem Stück entstand durch die tatsächlich sich wiederholende Konfrontation Joop Admirals mit seiner Mutter.

Nun ist die Arbeit an der Entstehungsgeschichte dieses Theaterstückes, das nicht geschrieben war, sondern im Entstehen geschrieben wurde, keineswegs eine banale Aufarbeitung einer sehr persönlichen Mutter-Sohn-Beziehung; in den Szenen werden Grundstrukturen von Eltern-Kinder-Kommunikation sichtbar, Strukturen einer Gesellschaft, in der alte Menschen in einer kaum aufhebaren Funktionslosigkeit leben müssen.

Das Theaterspielen dieses Kollektivs hat nichts mit bildungsbürgerlichem Kulturkonsum im Sinn. Die Schauspieler dieser Truppe, von denen die meisten an konventionellen

Bühnen gearbeitet haben, entwickeln seit 1970 eine neue Form des Darstellens. Sie spielen keine Stücke, die irgendjemand schrieb, sie spielen vielmehr das Theater, das die Gesellschaft um sie herum und mit ihnen lebt.

Das Vorgehen dieser Gruppe, die bereits fast konkurrenzlos auf dem Festival „Theater der Nation“ 1980 in Hamburg glänzte, ist aufregend: die Erlebnisse der Mitglieder, die beschäftigen, betroffen machen, aufhorchen lassen und die zu verarbeiten sind, werden zu Stücken: Probleme im Strafvollzug, das Leben in einem Heim für Behinderte, Tourismus, die Hilfe für Krebskranke, um nur einige Themen zu nennen, mit denen sie sich in ihrer Theaterarbeit befaßten. Auf diese Weise entsteht ein eigentümlicher Prozeß: Alltagszenen werden aus dem Alltäglichen herausgedreht auf die Bühne. Durch die Authentizität des Spielens, das immer auf ein genaues Beobachten und ein Zusammenleben mit denjenigen, um die es geht, zurückgeht, dreht sich das Theaterstück in seinem Prozeß des Entstehens und Darstellens wieder in den Alltag hinein: in das Bewußtsein des Zuschauers, der wiedererkennt, aufhorcht, dem bewußt wird.

Mich fasziniert diese Art Theaterarbeit – die heute auf dem Feld von abgeschmackt modernistischen und wehleidigen Klassikerinszenierungen oder trockener, intellektualistischer Moralvermittlung mancher Stücke wohlthuend aufmüpfig und aufklärend heraussticht.

Hier stellt sich nicht die so oft formulierte, mittlerweile peinlich wirkende Frage, was denn eigentlich das Theater heute mit dem Leben zu tun habe. Dazu kommt, daß sich das gesellschaftliche und soziale Engagement der Truppe mit einem hervorragenden schauspielerischen Können verbindet.

Die niederländische Regierung tut mehr als ein gutes Werk, dieses Theater zu subventionieren – in den ersten zwei Jahren sogar ohne jeden Produktionszwang. Warten wir also mit Spannung auf das nächste Stück aus Holland... vielleicht dann auf eine der Produktionen, die im Sommer auf der Straße mit einem amüsanten Stück über ein gesellschaftliches Problem aufgeführt wird.

Barbara Strohschein, Hamburg

Ernst Tollers „Pastor Hall“

Ernst Tollers letztes Stück handelt vom kirchlichen Widerstand in Nazi-Deutschland: „Pastor Hall“ ist ein emphatisch antifaschistischer Theatertext, kurz vor dem Freitod des Autors 1939 im New Yorker Exil fertiggestellt und „gewidmet dem Tag, an dem dieses Drama in Deutschland gespielt werden darf“. Nun durfte es und konnte es gespielt werden: im Rahmen der „Woche der verbrannten Bücher“ in Osnabrück.

Die Geschichte, die Toller in drei Bildern erzählt, geht auf Informationen zurück, die aus Hitler-Deutschland nach draußen drangen. Die Figur des Pastor Hall erscheint genau getroffen - protestantische Selbstbeherrschung und Selbstgerechtigkeit, Gesten von Güte und Momente der Überforderung von Mitmenschen, Standhaftigkeit und Sturheit werden glaubhaft gezeigt. Die bürgerlich-konservativen Rituale und Sprachmuster des Pfarrhaushaltes begleiten eine bedrohte Idylle: in den Frieden des evangelischen Residuums dringen die Versuche der Bespitzelung und der Bedrohung durch die NSdAP und die Gestapo. Ein SS-Sturmabführer wirbt - erfolglos - um die

Pfarrerstochter; der abgewiesene Liebhaber versucht die Familie durch abgefangene Briefe zu erpressen. Pfarrer Friedrich Hall wird schließlich, weil er den Bubenstreichen des kleinen Macht-habers nicht nachgibt, in ein Konzentrationslager eingeliefert und dort zusammen mit kriminellen und politischen Häftlingen geschunden.

Und hier wird das antifaschistisch-pazifistische Pathos von Tollers Theatersprache zum Problem: so ist wohl kaum in diesen Lagern gesprochen worden. Die Szenen hatten etwas vom alten bayerischen Zuchthaus, in dem Toller fünf Jahre - wegen Beteiligung an der Münchener Räteregierung - verbracht hatte, die Haft dort war gewiß nicht ge-

mütlich, kein fideler Operetten-Knast gewesen, die planmäßige Brutalität des KZ darzustellen, mag dem Emigranten Toller als eine unmögliche Übertreibung erschienen sein.

Im dritten Akt gelingt dem Pfarrer die Flucht aus dem Vorhof der Hölle; er kehrt zu seiner Familie zurück, wird aber wieder gestellt. Der befreundete Medizinalrat, ein alter Haudegen als Weltkriegsoffizier, entwarfnet den verhaftenden SS-Mann kurzerhand - eine theaterwirksame, freilich höchst unrealistische Szene. Solche Formen zivilen Ungehorsams und ziviler Courage blieben dem deutschen Bürgertum solange fremd, bis es endgültig zu spät war, blieben eher Wunsch des von draußen auf eine Wende zum Guten in Deutschland Hoffenden. Familie Hall, so die in Osnabrück gespielte Schlußversion (Toller hat, die Problematik des Schlusses durchdenkend, mehrere entworfen), begibt sich zum Abendgottesdienst in die Kirche - und Medizinalrat von Grotjahn gibt Geleitschutz: Hall weigert sich, zu fliehen. Er will - dem sicheren Tod ins Auge blickend - verkünden, die Wahrheit über die Nazis

predigen, will die um seiner Botschaft willen erlittene Marter öffentlich machen. Er möchte ein Zeichen des Glaubens setzen.

Die Osnabrücker Inszenierung (von Goswin Moniac) versucht die Szenen Tollers stadtheaterrealistisch ins Bild zu setzen. Überzeugender wäre möglicherweise der Versuch geraten, der warmen Sprache Tollers kalte Bildwelten entgegenzusetzen. Der Ort des unaussprechlichen Grauens jedenfalls läßt sich kaum durch einen realistischen Lager-Ausschnitt ins Bild bringen. So war der Realisierung durch das Konzept der Inszenierung, auch durch die sehr begrenzten schauspielerischen Möglichkeiten des Ensembles, ein enger Rahmen gesteckt. Dabei dokumentiert diese Erstaufführung ja nicht nur eine vergessene Traditionslinie kultureller Arbeit im Exil, sondern ein Schauspiel von Rang, an dem uns sicher heute vieles fern und fremd ist, das aber - wie die Brecht-Stücke der Dreißiger Jahre zur deutschen Theatergeschichte gehört.

Christoph Lutz, Köln



Vielleicht zum letzten Mal: Mülheimer Theatertage

Wenn sich wirklich jemand für Kultur (und deren Subvention, die immer häufiger mit ins Spiel kommt) interessiert, insbesondere seine Sympathie an Mülheim, die „schöne Stadt an der Ruhr“, verloren hat, sollte er sich jetzt melden, ehe es zu spät ist. Dabei wird, so jedenfalls mein Eindruck, von den Offiziellen der Mülheimer Theatertage und sie mittragenden Theaterkritik der Versuch unternommen, Pessimismus erst gar nicht aufkommen zu lassen: „Daß die Theatertage auch 1983 stattfinden können, darf vielleicht als Beweis für die Kraft kulturpolitischer Ideen gesehen werden. Sie könnte freilich erneut auf die Probe gestellt sein. Doch keine Bange: der Wettbewerb hat im Rathaus die besten Anwälte - und er gewinnt noch stets die Abstimmung an der Theaterkasse“. (Werner Schulze-Reimpell) In Wirklichkeit kann man doch als Kulturpolitiker kaum einen Blumentopf (sprich: hochdatierten und einflußreichen Posten) gewinnen. Also bleibt nur eine gute Presse; also bleibt nur das ewige Lavieren zwischen Ja und Nein, manchmal auch zwischen Nein und Ja.

Sollen uns in Zukunft schon Äußerungen euphorisch werden lassen wie die des Mülheimer Kulturdezernenten Helmut Meyer auf die Frage nach dem Fortbestand des Stückewettbewerbs: „Niemand vermag heute eine verbindliche Prognose für

1984 zu geben, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß man in Mülheim daran vorbeigehen wird, daß für die Erhaltung der Theatertage sich sowohl der Kultusminister als auch die Gemeinschaft der im Sekretariat vereinten Städte so kräftig enga-

giert haben.“ Wer heute durch die „Cities“ der immergleichen Ruhrgebietsstädte gehen wird, wird sich schwerlich vorstellen, daß auch Leute der städtischen Bau- und Planungsausschüsse bei ihrem Beton-Wahn keine verbindlichen Aussagen für den Weiterbau „ihrer“ Projekte für die nächsten Jahre machen...

Der Auftakt der Mülheimer Theaterstage an einem Montag (16. Mai 1983) mit der nur zu gut einem Drittel gefüllten Stadthalle ließ nicht Gutes erwarten. Dabei mag auch eine Rolle gespielt haben, daß Volker Brauns „Dmitri“ hintergründig politisches Theater bieten will: eine Verbindung von historischer Vorlage - das Demetrius-Fragment von Friedrich Schiller - mit einer Interpretation des Dmitri als jemandem, der durch die sozialen

geben kann. Da hätte es gar nicht Strittmatters Fazit des Stückes bedurft: „Wer Levi getötet hat, scheint am Ende auch unwesentlich. In der Theaterfassung des 'Viehjud Levi' wird die Frage der Schuld in Zweifel gestellt. Auch Ihr, heißt es, hättet ihn töten können.“

Bis zur Aufführung von Peter Handkes „Über die Dörfer“ ging alles seinen betulichen Gang. Gut, das Publikumsinteresse war nicht mehr so groß wie früher. Auch die Diskussionen mit den Ensembles verdienten eher das Prädikat lustlos als leidenschaftlich. Doch das Stück Handkes (weniger die Inszenierung Niels-Peter Rudolphs) hat allen nur ein wenig Informierten endgültig vor Augen geführt, wohin die Theaterreise - es sieht sehr nach Winterreise aus - gehen wird:

der befremdenden Botschaft und der ungewöhnlichen Struktur dieses 'dramatischen Gedichts'.

Die Nichtnominierung des Stückes von Heiner Kipphardt dem Lebenden hätte man das wahrscheinlich nicht anzutun gewagt - ist kein Skandal, weil selbst das Gefühl dafür, was ein Skandal ist, verlorengegangen zu sein scheint. Dieser Vorgang stellt allenfalls jenen ein Armutszeugnis aus, die lauthals anderorts über eine „Wende“ lamentieren, die immer nur die anderen vollzogen haben. Wie widersinnig die Nichtnominierung des einzigen Theaterstückes ist, das in der laufenden Saison überregionale Schlagzeilen gemacht hat, mag gerade die Tatsache belegen, daß mit „Viehjud Levi“ und George Taboris „Jubiläum“ zwei Stücke nach Mülheim eingeladen wurden, die sich gleichfalls mit dem Antisemitismus und der Judenvernichtung auseinandersetzen - allerdings mit nicht so direkten Bezügen zur Gegenwart wie „Bruder Eichmann“.

Stattdessen also etwas Positives, man will wieder über die Dörfer gehen und landet schließlich in - Mülheim. Nachdenklich ist zu konstatieren: Gerade mit jenem Arsenal religiöser und bedeutungsschwanger Botschaften wurde auch der ideologische Boden bereitet, alles „Fremde“, „Jüdische“, „Ungesunde“, „Entartet“ - und damit die Tradition kritischer deutscher Aufklärung - einzusperrten, zur Emigration zu zwingen, in den Selbstmord zu treiben, umzubringen. Handkes Text verdient - trotz noch so einfühlsamer Erklärungsversuche - auf dem Hintergrund deutscher Geschichte nur das genannt zu werden, was er ist: „waberndes Geschwafel“ (Peter Iden), eine verquere mystische Heilsbotschaft. Dabhi sollte nicht außer acht gelassen werden: Die Inszenierung dieses Stückes ist dank der schauspielerischen Leistungen Marlen Diekhoffs, Hildegard Schmahls und Ulrich Wildgrubers vom Deutschen Schauspielhaus Hamburg durch aus sehenswert. Nicht auszu-denken, was mit diesem Stück an einem durchschnittlichen Stadttheater passieren würde! Doch in Mülheim soll ja gerade *nicht* die Inszenierung, sondern das *Stück* bewertet werden.

Versöhnlicher Weise fiel der Preis von 10 000 Mark - großes Lob für die Jury (Dr. Ilka Boll, Marlis Haase, Prof. Dr. Wilhelm

Horstmann, Dr. Hans Jansen, Bernhard Minetti, Wolfgang Schiffer, Jochen Schmidt, Ulrich Schreiber) - in Übereinstimmung mit der Publikumsstimme an den Theatermacher George Tabori. Begründung: „Tabori versucht in seinem Stück die theatralische Verarbeitung von 50 Jahren deutscher Geschichte aus der Sicht eines zutiefst Betroffenen. Aus Erinnerungsfetzen, Protokollpartikeln und Szenen wiederkehrenden Ungeistes entsteht ein Requiem auf Millionen von Opfern, das dem Vergessen Widerstand leistet und zur Versöhnung aufruft.“ Trotz des Umzuges aus dem Foyer der Bochumer Kammerspiele (mit Blick auf den Straßenverkehr, mit Blicken zufälliger Passanten von draußen nach drinnen) wirkte dieses Stück deutscher Vergangenheitsbewältigung auch in der Mülheimer Stadthalle so beklemmend-eindringlich, daß die Wahl leicht wurde.

Lob für die Preisjury, Lob für den Preisträger. Kritik aber an den merkwürdigen Kriterien des Auswahlgremiums, Kritik auch, was für den Zuschauer noch schwerer wiegt, an der Durchführung. Unterstellt, daß die Finanzierung der neunten Mülheimer Theaterstage 1984 „irgendwie“ zustandekommt - die Stadt leistet sich seit zwei Jahren immerhin das inzwischen sehr erfolgreiche Theater an der Ruhr mit Roberto Ciulli und Helmut Schäfer an der Spitze -, muß die Präsentation der Stücktage eine grundlegend andere werden. Vorschlag: Konzentrierung der Aufführungen auf eine Woche, mehr „Beiprogramm“ als nur die fast schon ritualisierten Publikumsdiskussionen, Aufbau eines Theaterzertes, Mit-Gestaltung der Theaterstage durch das Theater an der Ruhr: von Theaterfachleuten also, die genug Phantasie bewiesen haben, selbst Kumpel Anton wachzuküssen. Dabei plädiere ich ausdrücklich für die Unabhängigkeit des Auswahlgremiums, gerade weil man die Chance haben muß, völlig anderer Meinung zu sein; ich plädiere für das bewährte Jury-Verfahren und setze im übrigen auf den Theaterverstand des (Mülheimer) Publikums. Sollte es im kommenden Jahr nicht einen neuen Anlauf geben mit einem großen Schuß Phantasie, geht das Treffen vielleicht nicht den Bach, aber doch die Ruhr hinunter.

Bernd Behrendt, Bochum



Abb.: Bevölkerung Ruhrgebiet 1970

schnell Fremdenfeindlichkeit umstände ebenso schnell zum Herrscher gemacht wie fallengelassen werden kann. Hätten sie Autor und Regisseur (Günter Ballhausen vom Badischen Staatstheater Karlsruhe) zu einigen Strichen durchringen können, wäre die dramatische Spannung durch Brauns klugen Umgang mit Schiller, Marx und dem real existierenden Sozialismus à la DDR noch stärker gewesen.

Preisverdächtiger in der Diskussion der Jury war „Viehjud Levi“, ein Volkstheaterstück in 8 Szenen. Klaus Heydenreich vom Stuttgarter Theater der Altstadt hat aus diesem Dialektstück des 1961 in St. Georgen/Schwarzwald geborenen Thomas Strittmatter all das verbannt, was zu sehr nach Hörspiel klingen konnte. Er überbrückte die 65 Minuten nur zuweilen mit realistischen Geräuschcollagen (beim Füttern der Hühner, in der Wirtschaft), so daß sich in Kombination mit einfachen schauspielerischen Mitteln - man deutet „Essen“ gestisch an - die (bäuerliche) Atmosphäre herstellte, die verständlich macht, warum sich in wirtschaftlich bedrohlichen Situationen sehr

Weniger Uraufführungen (in diesem Jahr rund 70, im vorigen Jahr noch 140), mehr Klassikertexte, Stücke von „bekanntem“, also „sicheren“ Autoren. Dies hat auch Mit-Auswähler Werner Schulze-Reimpell in seinen „Fragen nach den Mechanismen gesellschaftlicher Prozesse“ eingestanden: „Gleichwohl, Sparzeiten sind allemal innovationsfeindlich, versichern sich lieber des 'bewährten Guten' und pflegen die Tradition.“ Nur wenige Zeilen später beschreibt der den Mechanismus gesellschaftlicher Prozesse, der inzwischen auch das Auswahlgremium (neben ihm Dr. Peter von Becker, Heinz Klunker, Dr. Karl Richter, Jochen Schmidt) erreicht haben dürfte, mit geradezu schelmischer Dialektik: „Das Auswahlgremium stand jedoch vor der Frage, wie sich ihre neuen Stücke zu denen verhalten, die ihren Ruf begründeten und inzwischen mehr oder minder zum Bestand des Repertoires gehören. Aber auch die politischen Fragwürdigkeiten in Kipphardts 'Bruder Eichmann' fielen ins Gewicht, so daß schließlich von ihnen nur Handkes 'Über die Dörfer' nominiert wurde - trotz, aber auch wegen

Fernsehen und Realität

Daß der Atomkatastrophenfilm „Im Zeichen des Kreuzes“ nach seiner Verbannung aus dem ARD-Gemeinschaftsprogramm schließlich doch noch in den dritten Programmen (mit Ausnahme Bayerns) nahezu 4 Millionen Zuschauer erreichte, war sicherlich ein Erfolg der öffentlichen Diskussion. Aber es wäre eine Illusion anzunehmen, vergleichbare Projekte hätten es jetzt leichter. Schon gibt es Hinweise auf neue Ablehnungen von Filmvorschlägen mit dem expliziten Hinweis auf die Kontroverse um die Boldt/Minow-Produktion.

Wer nach der Sendung des Films noch den Nerv hatte, der „ExpertenDiskussion“ zu lauschen, die „75 Minuten einem Schlagabtausch mit Sprechblasen“ glich (Frankfurter Rundschau), der konnte deutlich konturierte Richtlinien einer ästhetischen Zensurinstanz wahrnehmen. Zugespißt in den Beiträgen des NDR-Fernsehspielexperten Dieter Meichsner („Wir, die wir 'Wirklichkeit' nachahmen und 'Leben schaffen'“) wurde mit der entrüsteten Ablehnung seiner „trivialen Darstellungsmethode“ das Realitätsmonopol einer (vor)herrschenden Ästhetiknorm verteidigt.

Es kann nicht darum gehen, berechnete Kritik an zu viel Boldtscher Vordergründigkeit wegzuwischen. Inhaltliche Auseinandersetzungen über ästhe-

tische Konzeptionen sind rar. Deutsche Filmemacher und Filmkritiker haben im Grunde erst seit „Holocaust“ begonnen, über die Dialektik von Trivialität und ästhetischer Wirksamkeit ernsthaft und laut nachzudenken. Hans-Rüdiger Minow, Buchautor des umstrittenen Fernsehfilms, der bezeichnenderweise nicht zu der Fernsehexpertenrunde eingeladen war, hat in der Medienzeitschrift des Evangelischen Pressedienstes seine Sicht des Verhältnisses von Subjektivität und ästhetischer Realitätsnorm versucht zu erläutern: „...die Apologeten eines 'versachlichten', 'vernünftigen', entleerten Realitätsabbildes (kann) auch nicht überzeugen, wenn man ihnen Vorspruch und Diskussionsnachspann zu Filmen wie im 'Zeichen des Kreu-

zes' anbietet. Das Potential unterdrückter Gefühle hat ein Ausmaß angenommen, das gerade dann nicht klein gehalten werden kann, wenn die erhoffte 'Einbettung' in Expertengespräche eine zerrissene, kontrovers hypothetisierende Runde zeigen würde. Das Publikum könnte auf den Gedanken kommen, daß weder der Film noch der Fachmann die Gestaltung unserer Welt vorzeichnen können. Der Zuschauer müßte selbst entscheiden, wie er angesichts einer infernalischen Bedrohung hier und jetzt handeln will!“

Daß es den verantwortlichen Fernsehinstanzen gar nicht um einen Kreuzzug gegen die Trivialität an sich geht, macht ein anderes Beispiel deutlich. Vor kurzem lief im ZDF die sechsteilige Serie „Die Zeiten ändern sich“. Diese Serie hatte den großen Anspruch, sich mit einer der prägnantesten Nachkriegsphasen, der Bewegung von 1968, auseinanderzusetzen. Dieser historische Stoff hätte nun wirklich Gefühl und Genauigkeit verlangt. Hier war jede Trivialität fehl am Platz. Es drehte sich einem der Magen um, als man dann in der Inszenierung die Bewegung zwischen Berlin und Berkeley politisch, geistig und ästhetisch aufs triviale deutsche Kleinstadtleben reduziert sah.

Die ganze Sache ist umso

blamabler, als sie auch eine Vorgeschichte in Sachen Zensur hat. Ursprünglich waren Ulf Miehe und Klaus Richter von der Kirchenredaktion des ZDF mit dem Buch beauftragt worden. Nach Querelen zwischen den Autoren, dem Produzenten, dem Redakteur und Medienbeauftragten, die sich über ein Jahr hinzogen, mußte immer wieder das Drehbuch umgeschrieben werden, wurde der eine Autor als Regisseur entlassen. Als die Autoren dann „ihren“ Film das erste Mal im Schneiderraum besichtigen konnten, zogen sie erschüttert ihren Namen von der Serie zurück. Die Autoren haben ihr Erlebnis in einer Glosse (Jahrbuch Film 82/83) eindringlich geschildert: Die Studenten wirken alle wie Schnösel, keine Requisite stimme, der Hintergrund sei völlig beliebig. Jede Ironie und Emotion sei weg, alles sei platt und eindeutig inszeniert, die Musik dazu wie Fahrstuhlmusik unterlegt. Knallende Kinderküsse ohne jede Erotik. Überhaupt seien die Personen grauenhaft desinteressiert und lieblos. Es scheint so, als ob man sich auch in den Programmdirektionen des Fernsehens bemüht, der Bonner „Wende“ in ihrer Grobschlächtigkeit zu folgen.

Willi Jasper, Köln



Valeska Gert:
Tanz in orange

Recherchen über den Tag X. Zum Beispiel Altona.

Der Journalist und Filmemacher Detlef Langer lebt in Altona, einem Hamburger Stadtteil. Er lebt wie viele Menschen in vielen anderen Städten in einer Zeit der Aufrüstung und der Kriegsangst unserer Zeit. Er will nicht nur tägliche mit den Nachrichten über Aufrüsten und Abrüsten, über Krieg und Frieden, über Kriegsgefahr konfrontiert werden, sondern mit seinen Mitteln als Filmemacher herausfinden, wie der Tag X, an dem der totale Krieg ausbricht, aussieht.

Detlef Langer wendet sich zunächst an die Behörden. Er will von ihnen etwas wissen, was ihm Radio, Fernsehen und die Zeitungen bisher nicht gesagt haben: Welche Maßnahmen werden von wem in Altona für den Tag X getroffen? Er fängt an zu recherchieren, telefoniert, blättert in Akten, vereinbart Termine mit den Leuten aus den Behörden, die er interviewen will. Er will herausfinden: Wer kümmert sich um die Nahrungsmittel?

Wer organisiert die Versorgung und den Aufenthalt in den Atom-bunkern? Wo sind Atombunker in Altona? Wie viele Menschen können dort welchen Schutz finden? Wie bereiten sich Mediziner, Feuerwehrleute, Krankenhäuser, die Polizei, der Zivilschutz auf den Vernichtungskrieg vor?

Detlef Langer ist nicht nur Berichterstatter aus „beruflichem Interesse“.

Seine Arbeit an dem und in

dem Film zeigt die Auseinandersetzung mit seiner Angst und seiner Frage: gibt es ein Nachher und wie wird dieses Nachher aussehen?

Er befragt zum Beispiel einen Herrn von der Wirtschaftsbehörde, der ihn in einen großen Kellerraum führt. Stapel von Kartons werden Detlef Langer vorgeführt, mit Stolz vonseiten des Herrn. In diesen fein säuberlich geordneten und nummerierten Pappkisten befinden sich Lebensmittelkarten. Die werden ausgeteilt, wenn es soweit ist.

Detlef Langer will selber vorsorgen. Er beschafft sich vom Bonner Innenministerium eine Broschüre, in der eine Liste enthalten ist. Auf dieser Liste ist aufgeführt, mit welchen Lebensmitteln man sich für das Überleben im Atomkrieg „ausrüsten“ soll. Mit dieser Liste geht Langer in einem Supermarkt einkaufen. Will er überleben?

Mit einer älteren Frau, die ihren vormittäglichen Einkauf tätigt, kommt er spontan ins Gespräch. „Haben Sie denn schon vorgesorgt?“ fragt er sie. „Haben Sie sich denn auch schon eine Atombunkerration ange-schafft?“

Die Frau fängt an, ihn auszulachen. Als ob denn da noch was zu machen sei, sagt sie. Ein Leben nach einem Atomangriff auf Hamburg gibt es für sie nicht. Das ist klar.

Diese Frau gehört zu den wenigen Menschen in Langers Film, denen das klar ist. In dieser Eindeutigkeit äußert sich nur noch der Mediziner Prof. Linden aus der Uni-Klinik in Hamburg-Eppendorf. Eine Zeitlang hatte er in der Schutzkommission des Bonner Innenministeriums mitgearbeitet, die sich mit der medizinischen Betreuung im Falle eines Atomkriegs befaßt, bis ihm klar wurde, was er eigentlich mit dieser Beratertätigkeit tut. Wer für den Fall X vorsorgt, hält ihn für möglich und *macht* ihn damit möglich.

Die Zivilschützer hingegen, die proben und üben. Sie entwickelten bestimmte Alufolien und Decken, mit denen sie umgehen lernen wollen. Detlef Langer übt probenhalber mit.

Bei einer solchen Übung auf dem Innenhof in der Stadt wird eine Puppe in Brand gesteckt, und innerhalb weniger Sekunden sollen die Helfer vom Zivilschutz diese Puppe in die besagte Decke hüllen, um den Brand zu ersticken.

Eine fabelhafte Sache. Beruhigend zu wissen, daß es so et-

was gibt. Fragt sich bloß, wer übrig bleibt, der noch nicht brennt oder verbrannt ist. Auf Nachfrage von Langer äußert manch einer der Helfer leisen Zweifel an dieser Aktion und ihrem Sinn.

Aber zu viel nachdenken könne und solle man nicht, schließlich ist Befehl Befehl. Und außerdem: zum Schaden könnten diese Decken bestimmt nicht sein, auch nicht die Hilfestellungen, die ja zum Schutz der Zivilbevölkerung geübt werden.

Detlef Langer bringt noch einiges andere, was erschrickt, ans Licht. Hamburg ist zum Bei-

spiel eine „freie Stadt“. Das bedeutet, im Falle des Atomkriegs wird sie nicht verteidigt, weil sie nicht zu verteidigen ist. Die Telefonverbindungen werden sofort abgeschnitten, die Bewohner dürfen die Stadt, auch ihre Häuser nicht verlassen.

Fällt auf den Hamburger Hauptbahnhof eine Bombe, sind innerhalb weniger Sekunden sämtliche umliegenden Viertel bis über Altona hinaus unrettbar verbrannt. Alles und total. Detlef Langer fragt seine Mutter: Wie war es im letzten Krieg? Woran erinnert sie sich? Was hat sie erlebt?

Sie lebt heute in bescheidenen Verhältnissen und weiß zu erzählen von den Bombenangriffen in der Nacht, vom Warten im Bunker mit ihrem kleinen Sohn, von den Ruinen, den unzähligen Leichen auf der Straße.

Wie sehr ragen diese Kriegsbilder aus Deutschland heute noch in unsere Lebensgeschichte. Und unsere Eltern, ja manch einer von unserer Generation, wissen aus eigener Erfahrung, was Krieg bedeutet. Aber wissen wir, was der Krieg sein wird, der kommen kann?

Mir war zum angstvollen Weinen zumute während des



Films. Es war eine Angst, die die Kehle zuschnürt und doch wild hoffen läßt und aktiviert. Mir war auch zum Lachen zumute über die bodenlose Lächerlichkeit der Übungen mit Decken gegen den totalen Brand, der peinlich-stolzen Blindheit, mit der fleißig die Lebensmittelkarten aufbewahrt und vermehrt werden.

Durch die Zuschauerreihen lief ein ungläubiges Erstaunen darüber, wie in unserem Alltag, sozusagen mit Herrn Meier von nebenan, der in der Behörde Y arbeitet, der Krieg vorbereitet wird, ohne daß wir es merken.

Ein Film, der das Gruseln

lehrt, und das nicht mit schrecklichen Bildern aus einer schrecklichen Märchenwelt. Wer diesen 50minütigen Film gesehen hat, kann nicht mehr sagen, er habe nichts gewußt und deswegen nichts dagegen tun können. Falls er noch etwas sagen kann. (Der Film wurde von der Hamburger Filmförderung finanziert und ist beim Zentralen Filmverleih, Friedensallee 7, 2000 Hamburg 50, Tel. 040/39 13 16 auszuleihen.)

Barbara Stroschein, Hamburg

Unverbrauchte Bilder. Werner Nekes' Experimental- film „Uliisses“

Wer sich in der Nachbarschaft unbestrittener Meisterwerke der Weltliteratur begibt, muß damit rechnen, auch an diesem hohen Anspruch gemessen zu werden. Werner Nekes, einer der intelligentesten und auch konsequentesten Experimentalfilmer in der Bundesrepublik, wagt mit seinem Film „Uliisses“ einen hohen Einsatz.

Die mit dem Titel - trotz des Kohlenpottdeutsch - geweckten und auch gewollten gedanklichen Assoziationen gelten zum einen der „Odyssee“ des Homer, dem „Urroman des Abendlandes“, wie Jean Paul die abenteuerlichen Irrfahrten und die glückliche Heimkehr dieses Helden nannte, zum anderen dem „Ulysses“ von James Joyce, der als „das Werk“ der literarischen Moderne des 20. Jahrhunderts gilt. Eine Literaturverfilmung also? Nein, ganz und gar nicht. Keine filmische Adaption von „Odyssee“ und „Ulysses“ ist das Ergebnis dieses unabhängig entstandenen (und mit einem Budget von nur 300 000 Mark erstaunlich kostengünstigen) Filmprojekts. Vielmehr ist Werner Nekes ein sehr eigenständiges Werk gelungen, das in seinen unverbrauchten Bildern passagenweise faszinierend ist: in der virtuoseren Ausschöpfung der technischen Möglichkeiten des Mediums, ihrer unkonventionellen Handhabung läßt es den Zuschauer Kino noch einmal ganz neu erleben.

Auf eine Kurzformel gebracht: Nekes' Film ist eine Irrfahrt durch die Welt der Achtziger Jahre und eine Entdeckungsreise durch das Universum der Bilder, das für Nekes die Geschichte des Films ist, wie er sie im Kopf hat. „Das Denken verändert sich durch die Geschichte, aber die Geschichten bleiben die gleichen“, sagt Nekes. Das ist sicher richtig, und aus dieser Erkenntnis resultiert wohl auch die wagetumige Absicht, sich an die „Odyssee“ und an den „Ulysses“ heranzutrauen und verändernd in diese Geschichten einzugreifen. Es sind ja Geschichten, die immer wieder erzählt worden sind und eigentlich allen gehören. Bei Nekes fallen Homers Odysseus und der Ulysses von Joyce zusammen, die „Odyssee“ wird zur Reise eines Fotografen (nicht - wie bei Joyce - eines Anzeigenac-

quisiteurs). Uli (Armin Wölfl) erlebt einen Tag im September 1980 im Ruhrgebiet. Parallel dazu laufen zwei weitere Geschichten ab: die von Uli Frau Tabea (Tabea Blumenschein); sie ist Fotomodell und möchte gerne ein großer Filmstar werden. Schließlich ist da die Geschichte des jungen Engländers Phil Masters (Russel Denton), der seit einem Jahr und elf Tagen auf Achse ist, um die Welt kennenzulernen.

Durch optische und akustische Kunstgriffe verschiebt Nekes die verschiedenen Erzählebenen - und damit verschieben sich auch Raum und Zeit, Wirklichkeit und Vorstellung. Das Ganze wird zu einem filmischen Bilderrätsel, das zu entschlüsseln Nekes die Zuschauer einlädt. Dazu wird man schon die Bereitschaft zu Augen- und Kopfarbeit mitbringen müssen, warum auch nicht. Bequemes Konsumkino bietet Werner Nekes nicht, und die Lösung des von ihm kunstvoll arrangierten Bilderrätsels wird jeder Zuschauer für sich finden müssen, was ohne Zweifel ein reizvolles intellektuelles Vergnügen ist. Die Aktionsebene des Films ist dabei sozusagen nur das Gelände, an dem entlang der Zuschauer auf die Reise durch das Universum der Bilder gehen kann. Ist man erst einmal auf dieser Reise, kann man sich ganz den originellen Bilderfindungen von Nekes hingeben und in den Bildern vertraute Ideen aufspüren und sich darüber wundern, wie eindrucksvoll sie hier in eine erfrischend lebendige, ja fast neue Filmsprache umgesetzt worden sind.

Alfred Paffenholz, Hannover



(Foto: Günter Zint)

Verbrannte Bücher – verfemte Dichter

Unter diesem Titel hat der Börsenverein des Deutschen Buchhandels in Verbindung mit der Stadt- und Universitätsbibliothek „in ihrer Funktion als Schwerpunktbibliothek für Germanistik“ zum 50. Jahrestag der nationalsozialistischen Bücherverbrennung eine Bibliografie herausgegeben, die – so der Untertitel des 82 Seiten starken Hefts – „Deutsche Literatur: 1933-1945 unterdrückt und verboten, heute lieferbar“ zusammengestellt. Ein verdienstvolles Unterfangen, sollte man meinen, das an seinem ausdrücklichen Anspruch gemessen werden muß, deutschsprachige Exilliteratur und die Werke verbotener Autoren „wieder in die literarische Diskussion und Bewertung einzubeziehen“, darüber hinaus „aus einem Forschungsgegenstand wieder Lesestoff“ machen zu wollen.

Zusammengestellt wurde die Titelsammlung von der Bibliothekarin Margot Wiesner, die in ihrem Vorwort nicht nur den Zweck ihrer Arbeit – „die Zusammenstellung betroffener Autoren mit ihren heute wieder lieferbaren Werken“ – sondern mehr noch deren Beschränkungen mitteilt: „aus Zeitgründen“ wurden nur Werke der „schönen Literatur“ erfasst; aufgenommen wurden nur „deutschsprachige Autoren, die 1933 noch lebten“; und schließlich „reichte die Zeit nicht, auch die in der DDR erschienene Literatur mitzufassen.“

Im Klartext: die Finanziere des Unternehmens haben bei einem so wichtigen Vorhaben

nach dem Motto „Zeit ist Geld“ so sehr gespart, daß es trotz seiner unbestreitbaren Bedeutung Flickwerk bleiben mußte, auf doch recht beliebige Ausschnitte beschränkt noch nicht einmal seinem eigenen Anspruch, geschweige denn weitergespannten Erwartungen gerecht werden konnte. So fehlen eben nicht nur – wie Margot Wiesner beispielhaft die Wahl des Ausschnitts beschreibt – „ausländische Schriftsteller (z.B. Ernest Hemingway, Isaac Babel, Jean Giraudoux) und Autoren, die nicht mehr lebten (z.B. Heinrich Heine, Franz Kafka)“; durch die Hauptbestimmung „schöne Literatur“ verengt sich auch eine rekonstruierende Erfassung der

politisch-literarischen Diskussion der Weimarer Republik wie des Exils: so sind beispielsweise Ernst Ottwalds Freikorps-Erinnerungen anerkannt „schöne Literatur“, nicht aber die Enthüllungen Emil J. Gumbels über die Fememorde dieser Organisationen und die Schwarze Reichswehr. Benjamin, Bloch oder Lukacs fehlen ganz, obwohl ihren Arbeiten niemand auch literarische Qualitäten absprechen wird. Andererseits finden eindeutig (aber wo ist da, bitte schön, die Grenze?) zur politischen Publizistik gehörende Titel Eingang in die Ehrenliste des Deutschen Buchhandels, wenn sie nur von einem anerkannten Produzenten „schöner Literatur“ stammen – beispielsweise von Kurt Tucholsky. Der so Geehrte hätte sich ironisch für den Lorbeer bedankt. Daß an Friedhofskriterium und/oder Wissenschaftsverdikt auch Karl Marx und Sigmund Freud scheiterten, soll hier nur als markantes Exempel dafür dienen, daß sich der „aufgeschlossene Leser und Benutzer“ der Bibliographie eben kein Bild von der nahezu enzyklopädisch angelegten Gegenbeschreibung der Verbotslisten machen kann. Aber selbst wenn man die Positivkriterien deutschsprachig, lebend und schöngestaltig als sinnvoll teilen sollte: völlig unverzeihlich ist die Verkrüppelung des Bilds verbotener Literatur und verfolgter Literaten durch das Auslassen der

nen, aber doch auch bei uns käuflichen Bücher. So fehlt z.B. die Gesamtausgabe Friedrich Wolfs, der aber immerhin mit 3 Angaben vertreten ist – wie viele jedoch mögen es sein, deren „Namen über Jahrzehnte vergessen waren und deren Wiederentdeckung mit dieser Liste vielleicht gefördert werden kann“, d.h. gefördert worden wäre, wenn nicht... Und wie immer bei solch dunklen Entscheidungen wird an den guten Glauben appelliert: „Diese Lücke wäre bei einer eventuellen Neuauflage zu schließen.“

Ob man nun – wie hinter der staatsorientierten Unterscheidung – Konkurrenzgründe vermuten mag, ob es die Knickrigkeit der Geldgeber war, die die Arbeit finanzierten, ob diese einfach zu spät begonnen wurde oder ob andere Gründe eine Rolle spielen – eine Chance für ein wirklich nützliches Nachschlagewerk wurde vergeben. Die vorliegende Publikation ist in ihrer Auswahl zufällig, im Ansatz steckengeblieben und insgesamt eher ärgerlich. Daß die trotz alledem als lieferbar definierten Titel – immerhin sind es 1270 – nicht mit den Daten und Orten ihrer Erstveröffentlichung versehen wurden, kommt noch verschärfend hinzu. Zum Glück aber – und so gibt es doch noch ein happy end – kostet das Heft nur DM 1.50 und ist überall im Buchhandel erhältlich.

Wolfgang Hesse

Erprobung der Wirklichkeit

Das Museum des Malers Manfred Pahl in Mainhardt-Gailsbach: Ein kleines Dorf im Schwäbischen Wald. Mit dem Auto ist man in einer Stunde von Stuttgart aus dort, von Schwäbisch-Hall in einer Viertelstunde. Am Ortsrand steht ein Zweckbau mit Sheddächern. Eine ländliche Fabrik?

Die Fassade ist mit mythologischen Szenen bunt bemalt – keine Fabrik also. Im Innern ein großer Ausstellungsraum: durch die nordwärts gerichteten Dachfenster gleichmäßig beleuchtet hängen Bilder an den Wänden, liegen Zeichnungen in Tischvittrinen. Es ist das Privatmuseum des Malers, Grafikers und Landschaftsgestalters Manfred Pahl, der dort seine Arbeiten aus 70 Jahren künstlerischer Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit zeigt. Vom 1. Mai bis zum 1. Oktober ist es samstags, sonntags und an Feiertagen

von 10-18 Uhr geöffnet und wer Glück hat, trifft auch den Maler und Museumsgründer selbst an. Es lohnt den Weg nach Mainhardt-Gailsbach, zu sehen und zu hören.

Manfred Pahl wurde im Jahre 1900 als Sohn eines Realchullehrers in Ebingen auf der Alb geboren, wuchs in Stuttgart auf. Dort kam er – mit einer Sondergenehmigung des Direktors, Robert von Haug – schon mit 15 Jahren an die Kunstakademie, war von 1917 bis 1919 Meisterschüler bei Adolf Hölzel, dem großen Anreger der frühen Ab-

strakten. Schlemmer und Baumeister waren gleichzeitig dort, mit ihnen stellte er gemeinsam aus. Die weitgetriebenen Abstraktionen dieser Zeit waren für Manfred Pahl jedoch nur Zwischenstationen zu neuer Gegenständlichkeit: „Wäre ich dabei geblieben, so wäre ich heute auch ein Klassischer Moderner“ sagt er. Ihn interessierte Anderes, nicht die kalkulierende Arbeit mit Reißschiene und Zirkel. „Diese stereometrischen Untersuchungen sind in meinen Bildern“, in den zahllosen Porträts und den vehement farbigen Kompositionen vielfältiger Thematik. Denn darauf kam und kommt es dem Künstler an: Leben einzufangen, Stellung zu nehmen aus eigener Erfahrung. So entstanden fröhlich sinnliche, erotische Bilder, trunkene Bacchanale in Thema und Form; Landschaften; Menschen, bekannte und unbekannte, wurden

porträtiert; Morde in brandigen Farben und immer wieder scharfe Kritik an Unduldsamkeit und Terror hielt der Maler und Zeichner fest. Es sind also nicht nur schöne Bilder – denn die Wirklichkeit ist nur zum geringeren Teil schön. Manfred Pahl will – auch – schockieren, nicht nur mit guten, sondern auch mit schlimmen Erfahrungen konfrontieren. Und die reichen weit zurück: Soldat im Ersten Weltkrieg, Novemberrevolution in Stuttgart, Inflation und Massenarbeitslosigkeit, schließlich die Machtübergabe an die größte terroristische Vereinigung der neueren deutschen Geschichte im Jahr 1933. Warum emigrierte er nicht? „Daß wir nicht die liebsten Kinder im Dritten Reich sein würden, war uns klar. Aber wir haben uns nicht denken können, daß die Deutschen – unter denen wir doch gelebt haben – zu solchen Scheußlichkeiten fähig

wären, wie sie in der Folge der Ideologie des Dritten Reiches dann konsequent begangen wurden“. Die späteren Bilder Manfred Pahls verarbeiten diese bitteren Erfahrungen und die Erkenntnis: das organisierte Christentum und umfassende Verbrechen schließen sich nicht aus, ja, die Kirchen selbst gingen so mit Heiden, Ketzern, Unangepassten um. Mit Kreuz und Schwert wurde das sanftmütige Evangelium verbreitet. Das malt er gerade in einem noch unfertigen Großformat. In seinem Museum hängen andere, ähnliche Bilder. „Katastrophe“, „Todesgraben“, „Verspottung“ sind die Titel. Ein Bankräuber wird dem johlenden Volk vorgeführt - Ecce Homo. Sieh, ein Mensch! Das ist Manfred Pahls Thema immer gewesen, es hat ihn bis heute nicht losgelassen, „daß Menschen einfach ausgeliefert sind dem Willen anderer, die über ihr Leben bestimmen.“

Bis 1938 konnte sich der Maler relativ ungehindert im Deutschland der großen Wende

bewegen. Er arbeitete als Pressezeichner, malte Porträts, illustrierte, war Stipendiat der Preußischen Akademie der Künste und bekam deshalb sogar Aufträge vom Reichsluftfahrtministerium. 1938 Berufsverbot: Manfred Pahl wollte sich nicht von seiner jüdischen Frau trennen. Viele taten das, er nicht. Er zerriss auch den Gestellungsbehehl, als der Expansionskrieg begann: „Ich habe nicht die Absicht gehabt, das Dritte Reich durch Einsatz meines Lebens zu unterstützen“ sagt er. Mit etwas Glück wurde er für wehrunwürdig erklärt - wegen seiner jüdischen Frau.

Der Existenz als freier Maler folgte der Wechsel zu Brotberufen: Technischer Zeichner, Trickfilmzeichner - immerhin eine künstlerische Tätigkeit, wie auch die Arbeit als Landschaftsgestalter, die ihm der Architekt Scharoun vermittelt hatte. Aber immer wieder kam die Entlassung oder die eigene Kündigung. Manfred Pahl, Ehemann einer Jüdin, konnte die gefor-

derten Fragebogen nicht „richtig“ ausfüllen. Schließlich wurde er gegen Kriegsende ins KZ eingeliefert - zu Bergarbeit unter schwersten Bedingungen - und seine Frau ins jüdische Gefängnis gesperrt. Der Befreiung Deutschlands durch die Alliierten verdankten beide das Leben. Aber der Befreiung durch die Alliierten. Die Mehrheit des deutschen Volkes hatte ja zumindest mitgemacht, zusehen, toleriert. „Es war so, als hätte man auf eine Flasche ein neues Etikett geklebt“ beschreibt Manfred Pahl die ersten Nachkriegsjahre. Da war er wieder in Stuttgart, nachdem er von 1930 bis 1946 in Berlin gelebt hatte, leitete das städtische Amt für Grünplanung, war maßgeblich am Wiederaufbau der zerstörten Stadt beteiligt. Nach der Pensionierung 1966 verstärkte er seine Aktivitäten im Berufsverband Bildender Künstler, war als Juror tätig, wollte neue Talente fördern. Es war schwer, sich gegen die Protektoren bestimmter Richtungen durchzusetzen, Ex-

perimente anzuregen, wie beispielsweise das, auch junge Künstler auszustellen, die noch keinen Namen haben. Manfred Pahl malt gleichzeitig neben diesen vielfältigen Tätigkeiten. Tausende von Zeichnungen und hunderte von Gemälden hat er im Laufe seines langen Lebens gemacht. Er entschloß sich, vom Ersparnen sein eigenes Museum zu bauen: seine Erfahrungen sollen nicht privatisiert, sondern öffentlich zugänglich sein. 1975 wurde das Museum in Mainhardt-Gailsbach eröffnet. Eine vom Gründer initiierte Stiftung wird darüber wachen, daß die 250 Gemälde und 1000 Zeichnungen des Sammlungsbestands in wechselnden Ausstellungen gezeigt werden. So gibt das Pahl-Museum im Schwäbischen Wald künstlerische, persönliche, politische, kurz: menschliche Verarbeitungen eines tätigen Lebens weiter. Wie gesagt - es lohnt den Weg, es lohnt zu sehen und zu hören.

Wolfgang Hesse, Tübingen

Künstlerräume

Noch bevor die Künstlerräume überhaupt eröffnet wurden, hatten die Reinigungsfirmen schon ihren Auftrag: gleich nach Ende der Ausstellung ist alles, was die fünfzehn Künstler aus der Bundesrepublik, der Schweiz, den Niederlanden an „raumbezogener Kunst“ geschaffen haben, abzuwaschen, abzukratzen, wegzuräumen.

Diese Kunst will nicht die Vergänglichkeit besiegen: die Künstler veräußern ihre Kunst nicht auf dem Kunstmarkt - sie leben von Stipendien, Honoraren, Preisen.

Dr. Uwe M. Schneede, Direktor des Hamburger Kunstvereins, der das Projekt „Künstlerräume“ initiiert hat, hat die Räume des Kunstvereins zur Verfügung gestellt und an acht verschiedenen Orten mitten in der Stadt weitere Räume organisiert: Eine ehemalige Kapelle, ausgediente Lagerhallen, einen alten Keller, einen Speicher im Freihafen, eine Schwimmhalle, die außer Betrieb ist. Ein mutiges Projekt - das erste dieser Größenordnung in der Bundesrepublik. Ein Projekt, um das es mancherorts auch viel Ärger und Beschimpfung gegeben hat - ja sogar der Begriff „entartete Kunst“ war gefallen. Nämlich bei dem Raum von Sabine Reiff: ihr stand die Eingangshalle im Bieberhaus, wo die Hamburger Ausländer-

Behörde ihren Sitz hat, zur Verfügung. Sabine Reiff hat sich auf den Paternoster und die umliegende Kachelwand konzentriert: In dick aufgetragener Bemalung von wilder Farbigkeit hat sie aus dem Paternoster eine Art bewegliche Dschungelhöhle gemacht. Auf der einen Seite des Paternosters springt ein Panther die Kachelwand hoch - auf der anderen Seite stürzt ein Panther zu Boden. Die Spannung zwischen Hochspringen oder -steigen und Niederstürzen setzt sich im Paternoster fort: Menschen klettern Strickleitern hoch in wuchernder Dschungel-Vegetation, Menschen stürzen jämmerlich, kopfüber, dem Sturz mit Leib und Seele ausgesetzt. Die fahrenden bemalten Paternoster-Gondeln verbinden sich in jedem Moment

mit der Außenwand. Jeder Augenblick hat sein eigenes Bild. Wasserfälle verbinden sich, abstrakte Formen setzen sich plötzlich zu Tieren zusammen, Farbflächen finden ihre Ergänzung - das Paternoster-Bild funktioniert nach Art der alten Schokoladen-Schachteln mit den Schiebelbildern, bei denen man dem Seeräuber die Füße der Prinzessin und der Prinzessin den Kopf des Polizisten hinschieben konnte. Die Leute, die den Paternoster benutzen, gehören wohl oder übel durchaus zum Bild, Sabine Reiff richtet sich nicht nur an einen Betrachter, sondern in erster Linie an den „Benutzer“ ihrer Bilder: Es hat schon einen gewissen Charme, wenn ein Behördenangestellter im grauen Anzug in das gemalte Dickicht-Dunkel einer solchen Gondel eintaucht: Hinter ihm etwa die Dschungel-Nacht, in der tausend Wildkatzen-Augen leuchten.

Sabine Reiff hat lange Zeit als Bühnenassistentin gearbeitet; das merkt man „ihrem“ Raum an. Sie hat der Behörden-Eingangshalle eine Kulisse gegeben - den Raum damit zur Bühne gemacht: Wer den Raum betritt, wird Schauspieler in einem ungeschriebenen Stück.

Marianne Pohl dagegen erhebt den Raum selbst zum Thema: Sie hatte die ehemalige Ka-

pelle in der Hamburger Fachhochschule für Gestaltung zu ihrer Verfügung. Der Raum hat hohe Wände, gewölbte, hochgezogene Mauernischen; eine Empore, die durch eine Art Balkongitter abgetrennt ist.

Marianne Pohl hat die Konturen des Raums auf den Fußboden projiziert. Als könnten alle Mauervorsprünge, alle Wölbungen, die Kanten, Ecken und Pfeiler, das Gitter mit seinen Verzierungen weiße Schatten werfen - so sieht die Fußbodenzeichnung aus, die Marianne Pohl mit Leinwandband aufgezogen hat. Es ist, als bekäme der Raum eine vierte Dimension: Sein Innenleben wird ihm vorgehalten. Durch die Bodenzeichnung wird der Raum erhöht in einem edlen Glanz, den er vorher nicht hatte - wer hätte schon den eleganten Schwung der Nischen, die klassizistische Strenge der Simse und Mauervorsprünge gesehen.

Ein - wenn auch vielleicht nicht die Existenz, so zumindest die Kunst - bedrohendes Drama passierte dem Berliner Olaf Metz. Sein Speicherraum im Freihafen war gerade „fertig“, da entdeckte er den Verlust der Flasche: Die Seele seines Kunstwerks war verloren. Ein Speicherarbeiter hatte sie achtlos in den Kanal geworfen. Metz wollte sich hinterherstürzen, seine Arbeit war sinnlos gewor-

den - da erspähte ein wackerer Mann die Flasche: Sie war mit der Flut wieder angeschwemmt worden. Um den Freund und die Kunst zu retten, stürzte der scharfe Beobachter sich in die Fluten und barg die Flasche. Der Künstler und sein Raum waren gerettet. Olaf Metzel nämlich vergleicht mit genialem Witz die weiße umlaufende Wand in seinem riesigen Speicherraum mit der Banderole einer Schnapsflasche. Nicht etwa irgendeiner - wie die Anekdote beweist, sondern mit „Produs de Calitate“, einer portugiesischen Vanilleschnapsflasche. Wie ein Tourist - im Freihafen sei der Tourismus ein ganz wichtiges Element, erklärt Olaf Metzel - wie ein Tourist hat er als Mitbringsel aus Portugal diese Flasche in den Speicherraum getragen. Sie steht auf einem alten Schreib-Pult aus einem Expeditions-Kontor vor Metzels Arbeit: einem riesigen Relief. Teils hat er gefärbten Zement auf die Mauer aufgetragen, teils hat er Flächen und Streifen aus der Mauer herausgeschnitten, den roten Backstein freigelegt. Er wiederholt das Etikett der Flasche in seinen Formen und Farben - gelb, rosa, türkis hat er die großen Zement-Chiffren eingefärbt. Sie sehen wie mannshohe Hieroglyphen aus. Die Buchstaben auf dem Etikett, so Metzel, verändern ihren Aspekt, wenn man sie nach dem Genuß des Vanilleschnaps anschaut. Metzel erzählt dem Raum eine Geschichte: die seiner, des Raumes, Umgebung und seine, Metzels Geschichte, wie er diese Umgebung erlebt hat.

Auf ein Minimum reduziert hat Raimund Kummer seine gestalterischen Eingriffe in der Schwimmhalle an der Reeper-

bahn. Der Raum ist leer, keine Bänke, kein Bademeisterstuhl, nichts. Kein Wasser im Becken. Man schaut von einer Balustrade aus in die Halle, eine Art Schlüsselochperspektive. Der ganze Raum ist in kaltes blaues Licht getaucht. Und nicht nur in Licht - der Raum ist auch in Geräusch getaucht. Ein mächtiges, ohrenbetäubendes Rauschen erfüllt ihn. Raimund Kummer ist für dies Rauschen eigens an die Niagara-Fälle gefahren, berichtet er. Für ihn ist dieses Geräusch die Summe aller akustischen Informationen, das berühmte White-Noise. Kummer möchte eine Atmosphäre absoluter Konzentration erreichen, eine Atmosphäre, die einen Neuanfang möglich macht.

Die Beispiele haben gezeigt, daß diese Richtung in der Avantgarde der plastischen Kunst hinausgeht über das, was in den letzten Jahren an Installationen und Environments zu sehen war. Die Künstler, die hier gearbeitet haben, stehen zwar in der Tradition von Installation und Environment; aber ihre Gestaltungen benutzen den Raum nicht als Gehäuse, sondern als Bezugspunkt: Der Raum und seine Zusammenhänge sind Substanz, sind Thema der künstlerischen Auseinandersetzung. Das Ende der Ausstellung bedeutet Zerstörung alles dessen, was hier geschaffen wurde - und damit erreicht diese raumbezogene Kunst eine ungewohnte Dynamik und Ehrlichkeit. Fragen wie: Ist das Kunst? oder: Was fängt die Nachwelt damit an? werden hier unerheblich. Es geht um mehr als um ästhetische Fragen; es geht um Identifikationen.

Doris v. Drateln, Hamburg

DDR-Realität

„Denen, die Fontanes Mark und Märkern heute nachspüren, öffnen sich gemischte Gefühle. Sie unternehmen einen Ausflug in die eigene Vergangenheit. . . Doch hat sich so vieles, was wir im Westen mühsam zu rekonstruieren suchen, in der Mark ebenso wie in Mecklenburg und anderswo erhalten: ein anheimelnder Charme der Marktstädte und Dörfer, die träge und nachlässig die Gegenwart überdauern, nachbarschaftliche Nähe über wenig frequentierte Straßen. . . Wie schon Fontane sind auch wir verführt, liebevoll zu schildern, ohne zu glorifizieren. Angesichts auch deutscher Wirklichkeit drüben haben wir sagen wollen, so schlimm, wie ihr es macht, ist es nicht.“

Ein Büchlein, 62 Seiten kurz, zum Vergessen des real existierenden Sozialismus also? Beileibe nicht, aber auch kein plumpes Machwerk gegen die DDR. Die durch zwei Reisen gewonnenen Impressionen auf den Spuren Theodor Fontanes' schildert Dietmar Albrecht, Dozent an der Akademie Sankelmark, in sehr einprägsamer und kenntnisreicher Art und Weise, im besten Sinne ein Beitrag, der historische Reiseschilderung mit Menschen- und Landschaftscharakterisierung verbindet und die Augen vor der aktuellen politischen Realität öffnet. Ein Beispiel: „Das ist der Stechlin, der See Stechlin. Schloß und Dorf gibt es nur im Roman, nicht in der Wirklichkeit. Doch auch der See Stechlin hat der Wirklichkeit opfern müssen mit Wochenend- und Ferienbetrieb, mit Badestrand, entlehbaren Ruderbooten und Autoauftrieb - und dem naheliegenden Kernkraftwerk Rheinsberg, dem er das Kühlwasser liefert.“ Dieses Heft macht auch deutlich, daß „Schwerter zu Pflugscharen“ ei-

ne in vielen Städten und Dörfern auszumachende Realität der DDR ist.

Empfehlenswert ist „Ansichten im beschädigten Deutschland“ für alle, die Fontanes Schilderungen der als des „Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse“ verspotteten Mark Brandenburg kennen und Ansichten über Veränderungen und Stillstand in dieser Region in aller Kürze auf sich einwirken lassen möchten. Oder aber für die, die keine Gelegenheit haben, in die DDR zu fahren oder aber gerade vorhaben, dort ein wenig in der Vergangenheit und Gegenwart herumzustoßern.

Robert Kappel, Bremen

Bilderfreunde, Bildergegner

Ein Kriminalroman mit vertrauten Szenen: Die Leiche wird von Bauarbeitern gefunden. Der Ort: Seligenstadt am Main. Die im Zuge der Zeit versammelten Experten sind jedoch weniger an der Todesursache des „Lavaboträgers“ interessiert, handelt es sich doch offensichtlich um eine Skulptur, vielmehr zielt ihre Überlegung auf das Todesjahr, und hier gibt es Datierungsprobleme.

Der versteinerte Faltenwurf weist auf dieses Jahrhundert, der Kopf mit erstarrter Mimik auf jenes Jahrhundert. Die Auseinandersetzung dauert einen erheblichen Zeitraum, der Tatort, - wer kennt schon Seligenstadt -

wird genauestens untersucht. Als alles nicht hilft, läßt der Kommissar die Katze aus dem Sack: der Tote ist, in Wahrheit das Produkt einer irrtümlichen Zusammenfügung von zwei Fragmenten verschiede-

ner Herkunft.“ Ein beamteter Dr. Frankenstein, wohl ein der Ganzheit verpflichteter Museumsgehilfe, hatte Kopf und Rumpf verschiedener Skulpturen fest verdübelt. Und um Identität zu schaffen, wo keine war, wurden die Bruchstellen mit einer dicken Füllschicht als Hals angepaßt. Bis zur Lösung dieses ersten Falles verstreichen ca. 50 Seiten des Buches, auf denen Kenntnis und Fleiß des Autors sich in lesbarer, durch Zeugnisaussagen früher Jahrhunderte abwechslungsreicher Form entfalten. Er selbst empfindet seine Darstellung als „kunsthistorischen Kriminalroman“; die

durchstreiften Schauplätze: das unbekannte Seligenstadt, das karolingische Aachen, die Katakomben Roms und das kaiserliche Byzanz lassen feste Skulpturen und schnelle Beobachtungen am Leser vorbeiwandern, die ihm „das europäische Ausmaß des in Fragmenten und Figuren enthaltenen kulturellen Potentials“ deutlich machen sollen.

Doch welche Frage treibt den Verfasser oder Kommissar Beutler auf Suche und Reise? Es geht, und das weitet die kunsthistorische Thematik folgerichtig zu einer kulturgeschichtlichen aus, um den Zusammenhang

von Anschauung und Denken, hier konkret um den Zusammenhang von nachantiker Statue und europäischem Individualismus. Wann und aus welchen Beweggründen haben sich in unserem Kulturkreis Menschen der Nachantike dazu entschlossen, „das Bild des Menschen wieder in Statuen zu formulieren und zu bewahren?“ Das Interesse des Kunsthistorikers an der Statue mündet damit in ein kulturgeschichtliches Suchen nach den Keimzellen und frühen Erscheinungsformen des abendländischen Individualismus. Beutler sucht unter falschen zeitlichen Zuschreibungen einer überalterten Kunstgeschichte, betreibt empfindsame Formanalyse als „Archäologie des Kopfes“ und kommt im bisweilen amüsierten Durchbrechen überkommener Sehgewohnheiten zur Offenlegung von dem, was gemeinhin als historischer Zusammenhang bezeichnet wird. Lebendig werden insbesondere Lebens- und Denkweisen des fränkischen Hofkreises, der Führungsschicht um Karl den Großen im 9. Jahrhundert; Figuren wie Einhard oder Alkuin gewinnen neue Plastizität und Wirkkraft. Hier birgt die Darstellung Reichtum und Qualität. Doch die liebevolle Zuwendung Beutlers zu diesem trächtigen Milieu zeigt anderen Geschichtsströmungen zu grob die kalte Schulter. Die Franken geraten, indem sie Statuen haben, zu einsamen Heroen, die den abendländischen „Persönlichkeitswillen“ forcieren, wobei dem Leser „Individualismus“ und „Persönlichkeitswillen“ in pauschaler Form als positive

Größe zugemutet werden. Die anderen: Byzantiner, Araber und Russen aber sind Bilderfeinde, haben keine Skulptur als Abbild und Vorbild des Menschen, somit keinen Spiegel, also „einen der aufschlußreichsten Wege zur menschlichen Selbsterkenntnis sich verschlossen, - und siehe: „Noch heute rangiert in den Staaten des Ostblocks stets das Kollektiv vor dem Individuum.“ Auch fehlt nicht der Hinweis, daß Chomeini neben der Einfuhr des Whiskys auch die Einfuhr von Skulpturen verboten hat, um die Geschichtswirksamkeit des karolingischen 9. Jahrhunderts hier im Lande zu unterstreichen. Und in Mohammed zeigt sich, so Beutler, „die geistige Beschränktheit eines Mannes aus dem frühen 7. Jahrhundert, der in einer Nomadenkultur aufgewachsen war,“ war er doch ein praktizierender Bildergegner. Seinen sicherlich monotheistisch orientierten Bildersturm auch als Kritik an religiösen Ausbeutungsverhältnissen in Mekka zu interpretieren, ein folglich erweiterter sozioökonomischer Untersuchungsansatz, er ist zumindest im bilanzierenden Teil des Buches nicht zu finden. Ein Buch, das denn mit Herder/Goethe/Hegel ausklingt, insgesamt und vergleichsweise spannende und lesbare Darstellung mit kunsthistorischer Behutsamkeit und gleichzeitigen kulturgeschichtlichen Schnellschüssen ideologisch genormten Kalibers, damit Bereicherung und Reibungsfläche.

Jürgen Vorrath, Hamburg

dada Gedichte

Was ist dada?
 Eine Kunst? Eine Philosophie? eine Poesie?
 Eine Feuerversicherung?
 Oder: Staatsreligion?
 ist **dada** wirkliche **Energie**?
 oder ist es **Garnichts**, u. a.
alles?

Dieser Text erschien 1919 in der zweiten Ausgabe der Berliner Zeitschrift „Der Dada“ als Annonce für eine neue Bewegung in der Kunst und Poesie:

für Dada. Gemeint war mit Dada nicht eine Kunstbewegung im herkömmlichen Sinn, wie einer der Dada-Protagonisten, der 1976 gestorbene Maler und Filmkünstler Hans Richter, später einmal erinnernd schrieb, vielmehr war Dada „ein Gewitter, das über die Kunst jener Zeit hereinbrach wie der Krieg über die Völker. Es entlud sich ohne Vorwarnung in einer schwülen Atmosphäre der Sättigung ... und hinterließ einen neuen Tag, in dem die, in Dada aufgestauten und von ihm ausgestrahlten Energien sich in neuen Formen, neuen Materialien, neuen Ideen, neuen Richtungen, neuen Menschen dokumentierten und sich an neue Menschen wandten.“ Die Dada-Bewegung hatte



keine einheitlichen formalen Kennzeichen; Dada steckte voller Widersprüche, sie sind bis heute nicht gelöst. Wozu auch? Jeder Dadaist machte im Grunde seinen eigenen Dada, die Konfusion, die entstand und zu der Dada geradezu einlud, erwuchs aus Prinzip, aus Laune, aus grundsätzlicher Opposition. „Aber diese Konfusion war - ich zitiere Hans Richter weiter - nur ein Deckmantel. Unsere Provokationen und Oppositionen waren nur ein Mittel, den Spieß zu Wut und durch die Wut zu beschämtem Erwachen zu bringen. Was uns eigentlich bewegte, war nicht so sehr der Krach, der Widerspruch und das Anti per se, sondern die ganz elementare Frage jener Tage (wie der heute) nach dem WOHIN?“

Wer die Dada-Bewegung und vor allem die Dada-Poesie näher kennenlernen möchte, dem empfehle ich die Lektüre des Wagenbach-Taschenbuchs Nr. 91 mit - so der Titel - „113 dada Gedichte“, das der Sieger Literaturwissenschaftler und Autor Konkreter Poesie, Karl Riha, herausgegeben hat. In einer Fülle von Originaltexten wird hier Dada lebendig, kann sich der Leser die Antworten auf die Frage „Was ist dada?“ zuhauf holen. Karl Riha schreitet die Stationen der Dada-Bewegung in kurzen Beschreibungen ab und porträtiert ihre Protagonisten, ehe er jeweils eine Auswahl ihrer Texte präsentiert. Es beginnt mit Dada-Zürich, mit dem Cabaret Voltaire, wo die Wiege der Bewegung stand, und Dadaisten wie Hugo Ball, Emmy Hennings und Tristan Tzara; es geht weiter mit Dada-Berlin und Richard Huelsenbeck, George Grosz, Raoul Hausmann, Johannes Baader, Walter Mehring, Wieland Herzfelde, Hannah

Höch; der Merz-Dada von Kurt Schwitters in Hannover schließt sich an, gefolgt von Dada-Köln mit Hans Arp, Max Ernst, Johannes Theodor Baargeld, schließlich dann Dada-Genf, Dada-Paris, Dada-New York und Künstlern wie Walter Serner, Francis Picabia, Philippe Soupault, Marcel Duchamp, Man Ray u.a.

Dazu lernt man eine Reihe von Texten kennen, die Gemeinschaftsarbeiten von Dadaisten sind, beispielsweise dieses Gedicht von Arp, Serner, Tzara: der gute vater senket ins haupt den tomahawk die mutter ruft vollendet zum letzten mal ihr quak die kinder ziehen reigend hinein ins abendrot der vater steigt verneigend in ein kanonenboot

Schließlich fehlt auch nicht die Aufforderung an den Leser dieser Anthologie, selber ein dadaistisches Gedicht zu machen. Wie das geht, hat uns der unvergleichliche Tristan Tzara (der eigentlich Sami Rosenstock hieß) verraten. Das geht nämlich so:

Nehmt eine Zeitung, Nehmt eine Schere. Wählt in dieser Zeitung einen Artikel von der Länge aus, die Ihr Eurem Gedicht zu geben beabsichtigt. Schneidet den Artikel aus. Schneidet dann sorgfältig jedes Wort dieses Artikels aus und gebt sie in eine Tüte. Schüttelt leicht. Nehmt dann einen Schnipsel nach dem anderen heraus. Schreibt gewissenhaft ab in der Reihenfolge, in der sie aus der Tüte gekommen sind. Das Gedicht wird Euch ähneln. Und damit seid Ihr unendlich origineller Schriftsteller mit einer charmanten, wenn auch von den Leuten unverstandenen Sensibilität.

Alfred Paffenholz, Hannover



Die „Spuren“ laden zur Mitarbeit ein.

Wir veröffentlichen im folgenden die Schwerpunktthemen, mit denen sich die folgenden Hefte der „Spuren“ befassen werden und laden Sie – die Leser und Autoren – zur Mitarbeit ein.

Gaukler (5/83). Fahrendes und „abfahrendes“ Volk, Possenreißer auf den Märkten der Güter und des Wissens, ihr Spiel der Spiegel, der Verzerrung und Entzerrung: wo ist das freie Volk geblieben, das zu keinem Stand gehörte und als ausgestoßen den Alltag der Pfahlbürger heimsuchte? Wer führt heute die Mächtigen an der Nase herum, bedient sich der Techniken der Schminke und Vermummung, der Verstellung, der Verführung und des doppelten Bodens? Wer verlacht die „apodiktischen Evidenzen“ der Macht und gibt sie dem Gelächter preis?

Die lustlose Linke (6/83). Feste zu feiern, sich Momenten des Rausches oder Taumels hinzugeben, schwerem Wein, nicht billigen Fusel, war die deutsche Linke stets unfähig; schwer lastet das Erbe preußisch protestantischer Morallehre. Eher lustlos schleppt sich die „Emanzipationsbewegung“ dahin, ver-

ständig, moralisch, wenig erotisch, mit erhobenem Zeigefinger – auch und gerade da, wo der alternative „Bauch“ gegen den akademischen „Kopf“ ins Feld geführt wird. Das Irrationale des Begehrens jedenfalls konnte stets von der Reaktion, gerade der faschistischen, besetzt werden. Wie steht es heute damit? Wir fragen, wo noch Feste gefeiert werden, wie es mit der linken Moral steht und wo saure Ideologiekritik zu kurz greift.

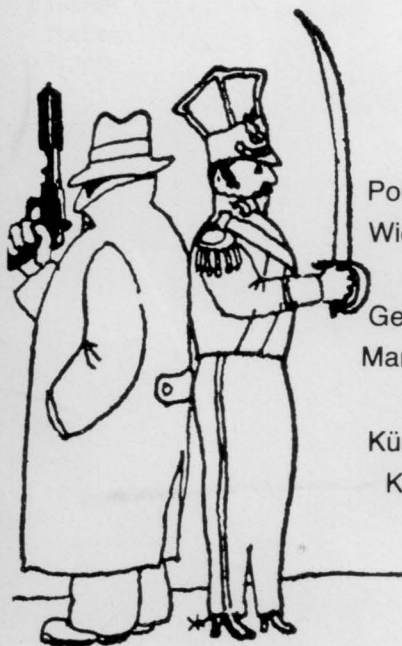
Aufstand der Natur (1/84). Wo es Aufstände gibt, da müssen sie begründet sein. So will es der Bürger, der sie verhindern, so der Revolutionär, der sie kommandieren will. Doch es gibt Aufstände, die beiden ein Skandal sind: grundlose Volten, die eine unberechenbare, weil veschwenderische Natur vollführt. Wo sie weder ökonomisch noch ökologisch noch ästhetisch in den Griff genommen werden kann und sich auch an die Verabredungen der Dialektik nicht halten mag, bricht das Alltagsbewußtsein zusammen und ruft nach Sicherheit und Ordnung. Wir erinnern an die Surrealisten, deren Programm schon damals von der Wirklichkeit eingeholt war und fragen, wie es uns heute ergeht.

WIENER

TAGEBUCH

links & unabhängig

Mai 1983



Polnische Schlangenrezepte
Widerstand in Lateinamerika
Spanische »realpolitik«
Gefährdeter »buongoverno«
Marx am Schwarzenbergplatz
Reagans Laserschirm
Künstler und 68er-Bewegung
Kafka und die Entfremdung

Abo-Gebühren: S 200.- (Ausland S 260.-)

Studenten: S 130.- (Ausland S 200.-)

Adresse: 1040 Wien, Belvedereg.10, Tel.651952

Nr. 51: SCHULE UND LITERATUR

(hgg. v. E.A. Richter): *Ist Wolfgruber ein Pornograph?* Helmut Gollner: *Literatur und Schule.* Eva Geber: *Meine Deutsch(en)-Lehrer.* Dietmar Larcher: *Angst vor Stiegen. Experimentelle Lyrik in der Deutschstunde.* Karlheinz Fingerhut: *Subjektivierungsverlangen im Literaturunterricht. Neue Formen des Arbeitens in Schule und Hochschule und ihre Kinderkrankheiten.* Agnes Larcher: *Aichinger, Ihre Sätze sind zu lang'. Vom Dilemma des Literaturunterrichts an Handelsschulen.* Hubert Lengauer/Werner Wintersteiner: *18 Punkte zum literarischen Kanon.* Peter Turrini: *Biographie des Lesens.* Norbert Hilbig/Inge Titze: *Andis Liebe stört den Unterricht.* Franz Rüdiger: *Mein Gott, das ist ja Literatur!* Manfred Chobot: *Fürs Leben – nichtbefriedigend.* Thomas Redl: *Vier Hick ups.* Weiters Beiträge von Hermann Wallmann, Ingeborg Meckling, Hartmut Durst, Wolfgang Hemel, Evelyn Holloway, Christine Haidegger, Georg Oswald Cott, Erich Hackl. Gedichte von Hansjörg Schertenleib, Gerhard Kofler, Manfred Mai und Antonio Fian, sowie 30 Texte von Schülerinnen und Schülern.

Preis: S 70.- (Ausland: plus Versandkosten)

WESPENNEST

zeitschrift für brauchbare texte und bilder

Nr. 52: LITERATUR UND MACHT

(hgg. von Josef Haslinger). Klaus Amann: *Österreichische Literatur und Nationalsozialismus.* Ernest Borneman: *Macht und Sprache.* Norbert Frei: *Nachkriegsliteratur und politische Restauration.* Elisabeth Freundlich: *Zur Emigration aus Österreich.* Erich Fried: *Was soll und kann Literatur verändern?* Jiri Grusa: *Literatur in der CSSR.* Rolf Hochhuth: *Verbrannte Bücher – Verbrannte Menschen.* Urs Jaeggi: *Schriftsteller und Politik.* Curt Meyer-Clason: *Literatur und Macht in Lateinamerika.* Ngugi wa Thiong'o: *Literatur und Macht in Afrika.* Luise Rinser: *Geist contra Caesar.* Franz Schuh: *Am Beispiel Österreichs der 70er Jahre.* Lutz Winckler: *Die deutsche Exilliteratur.* Peter-Paul Zahl: *Literatur im Knast.* Josef Haslinger: *Über einen besiegt Autor.* Weiters Texte von Ernst Jandl und Jutta Schutting.

Preis: S 100.- (Ausland: plus Versandkosten).

Bestellungen an: Josef Haslinger, A-1040 Wien, Johann Strauß-Gasse 26/17.



Widerstand

Hannes Heer über Krieg, Alltag und Widerstand/Oskar Negt über eine neue Marx-Lektüre/Christa Hunscha über Polizeieinsätze in West-Berlin/Roland Jahn und Michael Rost über Widerstand in der DDR

Frieder Reininghaus über den Exilkongreß in Osnabrück/Michael Friederici über Herbert Achtenbusch/Beat R. Dietschy über die lateinamerikanische Indianerbewegung/Gérard Raulet zur Dialektik der Postmoderne

Außerdem: 20 Seiten Magazin mit Berichten, Kommentaren, Rezensionen und Kritiken

